MAGAZIN FÜR STUDIERENDE UND SOZIOLOGIEINTERESSIERTE

SOZIOLOGIE MAGAZIN

Publizieren statt archivieren

#2 2024

Macht und Eigentum

Baudrillard als Denker seelischer Erschöpfung?

von Robin Sachsenröder

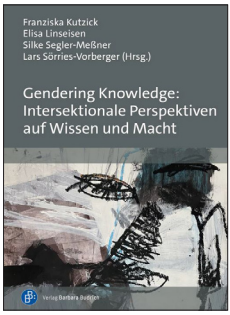
Der Praxis- und Handlungsbegriff im Vergleich

von Corina Theresa Schwarz

Außerdem: Interview mit Christina Engelmann | Tagungsbericht | Konferenztermine 2025 | Rezensionen | Ausgewählte Fachliteratur

Heft 30 | Jg. 17 | 2024 | Print 13,00 € | E-Journal: www.soziologiemagazin.de

Verlag Barbara Budrich



Franziska Kutzick, Elisa Linseisen, Silke Segler-Meßner,
Lars Sörries-Vorberger (Hrsg.)

Gendering Knowledge: Intersektionale Perspektiven auf Wissen und Macht

2025 • ca. 200 Seiten • kart. • ca. 52,00 € (D) • ca. 53,50 € (A)
ISBN 978-3-8474-3111-4 • eISBN 978-3-8474-3246-3 (Open Access)

Andreas Nölke, Michael Schedelik

Ökonomie verstehen

Eine pluralistische Einführung für Lehramt und Sozialwissenschaften

utb M
2025 • 353 Seiten • kart. • 33,00 € (D) • 34,00 € (A)
ISBN 978-3-8252-6524-3 • eISBN 978-3-8385-6524-8

Andrea Günter

Gerechtigkeit und die Ökologie des Ökonomischen

Ökofeminismus, Klimaethik, Feministische Geldtheorie

2024 • 207 Seiten • kart. • 27,00 € (D) • 27,80 € (A)
ISBN 978-3-8474-3009-4 • eISBN 978-3-8474-1946-4

Editorial

Macht und Eigentum

Jede*r kennt den Begriff des Eigentums. Eine präzise und allgemeingültige Definition sucht man hingegen vergeblich: Eine machtgeladene Beziehung zwischen Personen, eine Ökonomie und Gesellschaft ordnende Institution oder ein Rechtsverhältnis – Eigentum kann soziologisch aus diversen Perspektiven betrachtet werden. Dabei gehen die Anfänge der Soziologie als wissenschaftliche Disziplin selbst nicht zuletzt auf die Auseinandersetzung mit bestehenden Eigentumsverhältnissen zurück, die bekanntermaßen den Ausgangspunkt der marxschen Kapitalismusanalyse bildeten. Zentral für Marx und auch für neuere Analysen – prominent diskutiert etwa in Thomas Pikettys ‚Das Kapital im 21. Jahrhundert' oder Katharina Pistors Werk ‚Der Code des Kapitals' – ist dabei gerade die Formung zwischenmenschlicher Beziehungen und die Ausübung von Macht durch Eigentumsverhältnisse. Stärker aus einer Perspektive der Kommodifizierung beschrieb vor diesem Hintergrund auch Karl Polanyi Mitte des 20. Jahrhunderts den historischen Wandel der Eigentumsverhältnisse in ‚The Great Transformation', welcher in der entbetteten Marktwirtschaft des Kapitalismus kulminiert.

Wie der Kapitalismus über die letzten Jahrhunderte seine Form veränderte, so transformierten sich die Eigentumsverhältnisse. Dabei entzündeten sich früher wie heute politische Debatten an Fragen des Eigentums: Sei es etwa an den Schnittstellen Wohnen und Stadt (z.B. Deutsche Wohnen & Co enteignen!, Recht auf Stadt, Urban Commons), geistigem Eigentum (z.B. Chat GPT, Open Access, Open Source), Landnutzungskonflikten (z.B. Hambacher Forst) oder der Externalisierung der Folgen der Klimakrise (z.B. CO2-Bepreisung als ‚Ablasshandel'). In der Diskussion um eigenständige Rechte von Natur und Tieren werden darüber hinaus Fragen nach der Definition des Dinglichen und der Relation zum Eigentum neu aufgeworfen.

Als Einstieg in diesen Themenkomplex erwartet euch ein spannendes Interview mit Christina Engelmann zum Thema ‚Materialistischer Feminismus'. Interviewt von Marc

Soziologiemagazin, Jg. 17 (2024), Heft 2 (erschienen: 09/2025)

Blüml, spricht sie über die Relevanz von Eigentumsverhältnissen zum Verständnis der patriarchalen Geschlechterordnung. Der Tradition des Materialistischen Feminismus folgend, betont sie die Notwendigkeit, Geschlechterverhältnisse in ihrer Interdependenz zum gesellschaftlichen Ganzen zu sehen. Insbesondere kapitalistische Herrschaftslogiken gelte es zu berücksichtigen, wenn historisch unterschiedliche Formen von Heteronormativität, vergeschlechtlichter Arbeitsteilung und Überausbeutung verstanden werden sollen. Wenn jedoch die Kapitalismuskritik keine geschlechtertheoretische Analyse bemühe, bleibe eine Analyse der Macht- und Eigentumsverhältnisse notwendigerweise unzureichend, wie Engelmann anhand der historischen Debatten aufzeigt. Gleichzeitig erläutert sie, wie aus der proletarischen Frauenbewegung Lehren für emanzipatorische Kämpfe in der Gegenwart gezogen werden können.

In den Hauptbeiträgen des Hefts liegt der Schwerpunkt nicht auf Eigentumsfragen selbst, sondern auf der Rekonstruktion eigentumsbedingter Machtverhältnisse. So fokussiert sich Robin Sachsenröder in seinem Beitrag ‚Baudrillard als Denker seelischer Erschöpfung? Die Konsumgesellschaft nach Baudrillard und psychische Leiden' auf die Konsumsphäre, die er als eine Subjektivierungsinstanz des erschöpften Selbst analysiert. Anstatt den Fokus auf die Transformation der Arbeit zu legen, bietet der Beitrag auf diese Weise eine innovative Sicht auf die Genese psychischen Leids mithilfe der Theorie Jean Baudrillards. Es wird herausgearbeitet, wie Konsum als Teil ideologischer Zurichtung in Bezug auf die Wertvorstellungen einer autonomen Selbstentfaltung und eines glücklichen Lebens, aber auch in Bezug auf Konkurrenzverhältnisse sowie therapeutisierende Umgänge mit psychischem Leid wirkt.

Auch der Perspektivbeitrag von Corina Theresa Schwarz ‚Der Praxis- und Handlungsbegriff im Vergleich. Eine Gegenüberstellung der Sozialtheorien von Pierre Bourdieu und Bruno Latour' wirft aus zwei verschiedenen Perspektiven einen Blick auf Machtverhältnisse. Der Theorievergleich behandelt auf der einen Seite Pierre Bourdieus Habituskonzeption mit analytischem Schwerpunkt auf sozialer Ungleichheit und auf der anderen Seite Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie mit ihrem Fokus auf der Interdependenz von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren anhand der ökologischen Krise. So werden Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden theoretischen Ansätze herausgearbeitet und auch auf die gesellschaftspolitischen Anliegen der Autoren zurückbezogen.

Als nächstes folgt Judith Nasdals Tagungsbericht „‚Ostdeutsch' und ‚Westdeutsch' als Zuschreibungen: Die Macht von Zuschreibungen und die Fähigkeit diese zu verändern'. Darin resümiert sie die Dekonstruktionen von Bildern Ostdeutschlands

im Rahmen der am 10. und 11. Oktober 2024 in Frankfurt am Main abgehaltenen Konferenz ‚Der Osten als Erfolgsmodell? Neue Perspektiven auf sozialen Wandel in Ostdeutschland'. Der Beitrag möchte anhand der Tagungserkenntnisse einen Perspektivwechsel gegenüber bestehenden Zuschreibungen und Negativcharakterisierungen ermöglichen und Möglichkeitsräume der Selbstermächtigung nachzeichnen.

Zudem finden sich im Heft zwei Rezensionen von Konstantin Schiewer. Zunächst rekonstruiert er in der Rezension des von Peter-Erwin Jansen und Kolleg*innen herausgegebenen Sammelbands ‚Selected texts of Herbert Marcuse and Leo Löwenthal: Critical Theory in Motion' die Erkenntnisse der aus dem Nachlass zusammengestellten Texte der beiden titelgebenden Autoren. In den veröffentlichten gesellschaftskritischen Artikeln, die sich unter anderem den Themen Faschismus, Antisemitismus, Technologie sowie der Geschichte der Kritischen Theorie widmen, werden neue Einblicke in das Werk der beiden Autoren gegeben, die mit dem Blick auf emanzipatorische Potenziale verbunden bleiben.

Abschließend widmet sich Konstantin Schiewer in seiner zweiten Rezension anhand Philipp Felschs Werk ‚Der Philosoph: Habermas und wir' einem anderen Protagonisten der Frankfurter Schule. Die Biografie fokussiert sich insbesondere auf die Rolle, die Jürgen Habermas in der bundesdeutschen Öffentlichkeit mit seinen verschiedenen Interventionen spielte – wie vor allem anhand des Historikerstreits skizziert wird. Konstantin Schiewer arbeitet heraus, dass zwar Habermas' theoretisches Vermächtnis nur randständig verhandelt wird, aber er betont gleichzeitig die Produktivität der Lektüre, die Lust auf eine weitergehende Auseinandersetzung mit den Texten des Philosophen bereitet.

Wir möchten allen Beitragenden herzlich für ihre Einsendungen und die konstruktive Zusammenarbeit danken, sowie allen Involvierten, die dieses Heft durch ihre Beiträge, ehrenamtliche Redaktionsarbeit, Anregungen und kritische Kommentare möglich gemacht haben. Unseren Leser*innen wünschen wir viel Freude bei der Lektüre. Vielen Dank für Euer Interesse!

Stellvertretend für die Redaktion des Soziologiemagazins, Juli 2025

Marc Blüml, Sara Hueber & Annabell Lamberth

Das Editorial wurde von **Sara Hueber** lektoriert.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

MACH MIT!

... im Redaktionsteam

Eine E-Mail genügt! Wir suchen stets neue Gesichter mit frischen Ideen. Aktuell brauchen wir Unterstützung insbesondere für Review und Lektorat, Layout und Satz, Autor*innenbetreuung sowie für Social Media.

... als Autor*in in unserem Magazin

Schickt uns zu unserem aktuellen Call4Papers eure wissenschatlichen Artikel. Außerdem nehmen wir in unseren Serviceteil ‚Perspektiven' gerne auch Rezensionen, Tagungsberichte, Interviews oder andere soziologische Inputs mit auf.

... als Blogger*in

Schickt uns eure Ideen für Rezensionen aktueller soziologischer Bücher, eigene soziologische Blog-Beiträge oder Interview-Vorschläge an:
redaktion@soziologiemagazin.de

Meldet Euch bei uns oder leitet einen Hinweis auf uns in eurem soziologisch interessierten Umfeld weiter. Wir freuen uns!

#2 / 2024

Editorial 1
Macht und Eigentum | *von Marc Blüml, Sara Hueber und Annabell Lamberth*

Interview

Materialistischer Feminismus. 7
Ein Expert*inneninterview mit Christina Engelmann | *geführt von Marc Blüml*

Schwerpunkt

Baudrillard als Denker seelischer Erschöpfung? 22
Die Konsumgesellschaft nach Baudrillard und psychische Leiden | *von Robin Sachsenröder*

Perspektive

Der Praxis- und Handlungsbegriff im Vergleich 47
Eine Gegenüberstellung der Sozialtheorien von Pierre Bourdieu und Bruno Latour|
von Corina Theresa Schwarz

Tagungsbericht 71
„Der Osten als Erfolgsmodell? Neue Perspektiven auf sozialem Wandel in Ostdeutschland“
am 10. und 11. Oktober in Frankfurt am Main | *von Judith Nasdal*

Rezensionen

Selected texts of Herbert Marcuse and Leo Löwenthal: Critical Theory in Motion 80
von Konstantin Schiewer

Der Philosoph: Habermas und wir 84
von Konstantin Schiewer

Aus der Redaktion

Literaturhinweise 88
Tagungen und Termine 92
Redaktionsteam 94
Danksagung 96
Impressum 97

INTERVIEWS

Materialistischer Feminismus

Ein Expert*inneninterview mit Christina Engelmann

geführt von Marc Blüml

Marc Blüml: *Guten Tag Christina Engelmann und vielen Dank für Deine Bereitschaft zu diesem Interview zum Materialistischen Feminismus. Einstiegs würde mich interessieren, was einen materialistischen Blick auf Fragen der Geschlechterverhältnisse gegenüber anderen Perspektiven auszeichnet?*

Christina Engelmann: Vielen Dank für die Einladung und die Gelegenheit, mit Dir über materialistisch-feministische Gesellschaftsanalysen ins Gespräch zu kommen. Anhand des von Dir gewählten Begriffs der Geschlechterverhältnisse lässt sich – wenn wir die Betonung auf den zweiten Teil des Begriffs, also auf *Verhältnisse*, legen – schon sehr gut veranschaulichen, inwiefern materialistisch-feministische Analysen sich von anderen feministischen Ansätzen unterscheiden. Geschlechterverhältnisse werden hier als etwas begriffen, das nicht natürlich gegeben ist und auch nicht nur intersubjektive Relationen zwischen zwei Personen beschreibt. In den Blick kommen vielmehr die gesellschaftlichen Verhältnisse, in die Paarbeziehungen und überhaupt alle zwischenmenschlichen Beziehungen eingebunden sind. Die Geschlechterdifferenz wird damit als etwas analysierbar, das geschichtlich entstanden ist und unsere Gesellschaft nach wie vor als Organisationsprinzip bestimmt.

In der Einleitung zu unserem Band *Materialistischer Feminismus. Gegenwartsanalysen zu Geschlecht im Kapitalismus* haben wir eine Art Mapping der verschiedenen Ansätze unternommen, die sich aus einer materialistisch-feministischen Perspektive mit Geschlechterverhältnissen beschäftigen. Damit beanspruchen wir keineswegs, eine vollständige Zusammenstellung dieser Forschungs- und Theorieansätze zu geben und in dem Austausch, der sich rund um die Veröffentlichung des Sammelbands entsponnen hat, sind wir tatsächlich auch

Soziologiemagazin, Jg. 17 (2024), Heft 2 (erschienen: 09/2025)

schon mit Akteur*innen ins Gespräch gekommen, die ihre materialistisch-feministische Theorie- und Praxisarbeit etwa als Teil der kurdischen Befreiungsbewegung begreifen, die wir vorher nicht einbezogen hatten. Das Mapping ist also nicht als abgeschlossene Gesamtdarstellung gedacht, sondern soll exemplarisch zeigen, was die verschiedenen Verständnisse von materialistischem Feminismus gegenüber anderen feministischen Ansätzen auszeichnet. Ganz grundsätzlich lässt sich sagen, dass der Wandel der Geschlechterverhältnisse hier als eingebunden in die Entwicklung des gesellschaftlichen Ganzen verstanden wird: Wir verstehen demnach die Gründe für die fortbestehende vergeschlechtlichte Ungleichheit und Unterdrückung nur, wenn wir die jeweilige Gesellschaftsformation, in der die Geschlechterverhältnisse ihre historisch spezifische Form annehmen, in ihrem Entstehungszusammenhang begreifen. Umgekehrt stellen materialistisch-feministische Ansätze heraus, dass sich das (krisenhafte) Funktionieren kapitalistischer Gesellschaften nicht ohne Begriffe wie den der Geschlechterverhältnisse und der Reproduktion, der Verwandtschafts- und Sorgebeziehungen verstehen lässt. Insofern sind materialistisch-feministische Kategorien einer umfassenden Analyse der Gesellschaft immer schon eingeschrieben und nicht etwas, das nachträglich zu dieser hinzukäme. Gerade weil die Geschlechterdifferenz – gleich anderer sozialer Differenzierungen, die vielfach etwa auch einer rassifizierenden Logik folgen – tief in Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse kapitalistischer Gesellschaften eingebunden sind, verstehen wir gesellschaftliche Herrschaftszusammenhänge nur angemessen, wenn wir soziale Institutionen wie die Familie und Organisationsprinzipien der Gesellschaft wie die vergeschlechtliche Arbeitsteilung zum Gegenstand unserer Analyse machen.

Uns war dabei wichtig, die historischen Anfänge einer materialistisch-feministischen Gesellschaftsanalyse in Erinnerung zu rufen, die in der gegenwärtigen Diskussion kaum berücksichtigt werden. In meiner Analyse setze ich bei historisch-materialistischen Arbeiten zur Frauenfrage an, wie sie August Bebel in *Die Frau und der Sozialismus* (1879) und Friedrich Engels in *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates* (1884) entwickelt haben. Die beiden knüpfen an Überlegungen an, die Marx im *Kapital* formulierte, vor allem in den mehr historisch ausgerichteten, materialreichen Kapiteln zum Arbeitstag und zur Maschinerie. In den Blick genommen wird hier, was sich historisch änderte dadurch, dass immer mehr Frauen*, aber auch Kinder in die Industriearbeit einbezogen wurden. Es zeigt sich dabei, dass die Rolle, die Frauen traditionell zugeschrieben wurde, sich ganz grundlegend verändert, wodurch es teilweise auch zu einem Wandel in den Geschlechterverhältnissen kommt. So führen die ökonomischen Umwälzungen Marx zufolge zur „Auflösung" der Familie

Christina Engelmann

Christina Engelmann ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Justus-Liebig-Universität Gießen und forscht dort zu Clara Zetkin und der proletarischen Frauenbewegung. Sie promoviert am Frankfurter Institut für Sozialforschung (IfS) mit einer Arbeit zur Kritik des liberalen Freiheitsbegriffs aus einer materialistisch-feministischen Perspektive. Sie ist Vorsitzende des Vereins *Forum kritischer Wissenschaften e.V.* (FkW) und im Sprecher*innenkreis des AK Gender, Kinship, Sexuality und des AK Kritische Bildungsforschung am IfS tätig. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der Sozialphilosophie, der kritischen Gesellschaftstheorie und der Geschlechterforschung.

in ihrer hergebrachten Form. War diese bislang als „absolut" erschienen, werde sie nun als geschichtlich kontingent und damit veränderbar erfahrbar. Einerseits liegt in dieser Entwicklung nach Marx das Potential, dass mit der Änderung der Produktionsverhältnisse auch ganz neue Geschlechterverhältnisse entstehen. Andererseits aber, und an diese Diagnose knüpfen Vertreterinnen der proletarischen Frauenbewegung wie Zetkin und Kollontai an, werde dieses transformative Potential im Kapitalismus immer schon eingeholt und eingeschränkt durch neue soziale Hierarchien und Herrschaftsstrukturen. Demnach gehen zwar gewisse emanzipative Effekte mit der ökonomischen Selbstständigkeit von Frauen einher, doch unterwirft sie dies gleichzeitig unter eine andere Form von Herrschaft, die nicht länger in einer persönlichen Abhängigkeit besteht, sondern sich als strukturelle, anonyme Macht darstellt, dadurch aber noch sehr viel ausbeutender und unterdrückend wirken kann. Das transformative Potential wird von der proletarischen Frauenbewegung also als etwas betrachtet, das in den materiellen Entwicklungen bereits angelegt ist und das gleichzeitig einer politischen Intervention bedarf, um es emanzipatorisch zu wenden.

Als „materialistisch" lassen sich diese Analysen in mehrfacher Hinsicht beschreiben: Zum einen insofern sie die historischen Entwicklungen aufzeigen, aus denen heraus eine bestimmte Gesellschaftsformation und die in ihr dominierende Geschlechterordnung entstanden ist und wie in deren Konstitutionsprozess Herrschafts- und Ungleichheitsstrukturen eingeschrieben sind. Dass die Analyse eine „materialistische" ist, bedeutet

zum anderen, dass die sozialen Zusammenhänge als Produkt menschlichen Handelns und damit als geschichtlich gemacht verstanden werden. Zwar konfrontieren uns die geschichtlich gewordenen Verhältnisse zunächst als etwas Vorhandenes, das außerhalb unserer individuellen Verfügungsgewalt steht. Gleichzeitig ermöglicht das Bewusstsein darum, dass diese Verhältnisse nicht natürlich gegeben sind, sondern etwas, das durch menschliches Handeln, das durch gesellschaftliche Praxis entstanden ist, eine veränderte Perspektive auf die Möglichkeit kollektiven Handelns. Die proletarische Frauenbewegung hat durch ihre Theorie- und Praxisarbeit versucht, aus einer feministischen Perspektive aufzuzeigen, wie sich Gesellschaft historisch verändert hat und was darin bereits an emanzipativem Potential aufscheint, an das aktuelle Kämpfe anknüpfen können.

In der ersten umfassenderen Arbeit zur Frauenfrage von Clara Zetkin, dem Aufsatz *Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart* von 1889, untersucht sie, unter welchen geschichtlichen Bedingungen sich überhaupt erst eine Frauenfrage stellte. Das war keineswegs selbstverständlich, solange Frauen in sehr eingeschränkten Verhältnissen lebten und nicht am gesellschaftlichen Leben teilnehmen konnten. Diese Frage stellt sich nach Zetkin erst, wenn die Frauen ihren Lebensinhalt und -unterhalt nicht länger im Kreis der Familie finden und sie einen veränderten Platz in der sozialen Produktion und Reproduktion einnehmen. Zetkin arbeitet dabei auch die destruktiven Tendenzen dieser Entwicklung heraus. Der Bruch mit den traditionellen Verwandtschafts- und Geschlechterverhältnissen führt zu einer doppelten Belastung der Frauen durch Lohn- und Hausarbeit und damit zu einer stärkeren Unterdrückung der Frauen. Zetkin zufolge führt das kapitalistische Verwertungsprinzip außerdem dazu, dass, obwohl mehr Menschen an der gesellschaftlichen Arbeit beteiligt sind und mit ihrer Arbeit mehr sozialen Reichtum schaffen, die Arbeitsbedingungen schlechter werden und es zu verschärfter Ausbeutung kommt. Der proletarischen Frauenbewegung ging es deshalb gerade um die Rahmenbedingungen, die vorbestimmen, wie wir unsere Arbeits- und Lebensbedingungen gestalten. Sie wollte diesen gesellschaftlichen Rahmen als etwas sichtbar machen, das verhandelbar ist und vermittels politischer Kämpfe ausgehandelt werden muss, damit die veränderten sozialen und ökonomischen Bedingungen nicht zu einer verschärften Ausbeutung und Unterdrückung von Frauen führen, sondern eine freiere Lebensgestaltung ermöglichen.

In diesem Anliegen ist die frühe Frauenbewegung sehr nahe an späteren Vertreter*innen einer kritischen Geschlechterforschung wie Gudrun-Axeli Knapp und Regina Becker-Schmidt. Knapp hebt die zentrale Bedeutung einer Untersuchung der historischen Entstehungszusammenhänge der gegenwärtigen Gesellschaftsformation

hervor. Nur so werden ihr zufolge die Ausbeutungs- und Ungleichheitsverhältnisse sichtbar, die konstitutiv für diese Gesellschaft sind, doch in der gegenwärtigen Formation nicht mehr in ihrem wechselseitigen Zusammenhang erkennbar werden. Diese sozialen Zusammenhänge von Ausbeutung, Ungleichheit und Herrschaft werden jedoch kaum auf gesellschaftlicher Ebene verhandelt, sondern manifestieren sich vielmehr in Ambivalenzen und Unvereinbarkeiten in der Biografie von einzelnen Frauen. Becker-Schmidt zeigt dies mit Blick auf empirische Studien zu Fabrikarbeiterinnen, die in Interviews davon berichteten, einen ständigen Perspektivwechsel zwischen den Arbeitszusammenhängen in der Fabrik und der Familie leisten zu müssen, in denen unterschiedliche Zeitlichkeiten und Anforderungen eine Rolle spielen, die sich vielfach widersprechen. Soziale Widersprüche erscheinen hier als bloß individuelles Problem oder subjektives Scheitern. Anliegen einer materialistisch-feministischen Analyse ist es demgegenüber, diese Widersprüche als Konsequenz einer Gesellschaftsordnung herauszustellen, die nicht an den Bedürfnissen der Menschen ausgerichtet ist, sondern an den Erfordernissen kapitalistischer Produktion. Interessante Bezüge lassen sich hier auch zu Schwarzen Sozialistinnen wie Claudia Jones und Angela Davis herstellen, die die besondere Unterdrückung von Schwarzen Frauen und anderen Marginalisierten untersucht und dabei insbesondere die kolonialen Ausbeutungsprozesse und Formen vergeschlechtlichter Unterdrückung herausgestellt haben, die in der Geschichte des Kapitalismus aufs engste miteinander verwoben sind.

MB: *Vielen Dank für die Ausführungen! Du hattest bereits angesprochen, dass es materialistisch-feministischen Perspektiven um anonyme Herrschaftsverhältnisse in Form kapitalistischer Logiken geht. Da sich dieses Heft besonders der Rolle von Eigentum für Herrschaftsverhältnisse widmet, drängt sich die Frage auf, wie die kapitalistische Eigentumsordnung mit dem Patriarchat zusammen hängt, auch unter Anbetracht des langen Streits darum, ob das Kapital auf eine vergeschlechtlichte Unterdrückung notwendig angewiesen ist.*

CE: Die Frage nach dem Verhältnis von kapitalistischen Eigentumsverhältnissen und vergeschlechtlichter Unterdrückung erscheint mir hier sehr wichtig, auch wenn ich nicht die These vertreten würde, dass Kapitalismus und Patriarchat notwendig miteinander zusammenhängen. Einerseits lässt sich zwar zeigen, dass es im Kapitalismus bestimmte hierarchische Differenzierungen geben muss und dass diese geschichtlich betrachtet eng mit der Geschlechterdifferenz verknüpft waren. Die transgressive Wirkung, die aus dem Übergang von der feudalen zur kapitalistischen Gesellschaftsformation hervorging, hat sich immer wieder verhärtet, weil die kapitalistische Ökonomie auf herrschaftliche Trennungen wie der zwischen den

Arbeiter*innen und den Produktionsmitteln angewiesen ist: Es muss Menschen geben, die über keinen existenzsichernden Besitz als ihre Arbeitskraft verfügen, um durch das Kapital ausgebeutet werden zu können. Ohne Klassenverhältnisse kann keine Kapitalakkumulation stattfinden. Andererseits ist jedoch nicht vorab festgelegt, wer die Subjekte sind, die ausgebeutet werden und wessen Arbeit besonders prekär stattfindet oder auch ganz unbezahlt bleibt. Das ist historisch kontingent und das war und ist keineswegs auf die weiblichen Genusgruppen beschränkt. Clara Zetkin hat sich aus eben diesem Grund auch klar von der bürgerlichen Frauenbewegung abgegrenzt, da sich die Interessen von Frauen erheblich unterscheiden und auch antagonistisch gegenüberstehen können, je nachdem welchen gesellschaftlichen Status sie innehaben, also welchen Ort in der Gesellschaft sie einnehmen. Wir sehen gegenwärtig, dass einige Frauen durchaus davon profitieren, dass andere marginalisierte Gruppen verstärkt ausgebeutet werden. Oft sind es rassifizierte, migrantisierte Arbeiter*innen, deren Arbeitskraft durch andere, von der Geschlechterdifferenz unterschiedene Grenz ziehungen abgewertet wird, die sich entlang von Nationalstaatszugehörigkeit und autoritären Grenzregimen manifestieren. Kurz gefasst: Historisch betrachtet war die patriarchale Geschlechterordnung eine der zentralen Voraussetzungen kapitalistischer Industrialisierung und ohne unbezahlt verrichtete Reproduktionsarbeit hätte es die rasante industrielle Entwicklung nicht gegeben, durch die es zur Etablierung der kapitalistischen Produktionsweise kam. Das gilt allerdings auch für weitere Bedingungen wie die Ausbeutung kolonialisierter Gebiete und Sklav*innenarbeit.

Gleichzeitig ist es aber auch nicht einfach Zufall, dass es gerade weibliche Personen waren, die einer verschärften Ausbeutung ausgesetzt waren. Alexandra Kollontai etwa hat eine sehr grundsätzliche Kritik an der Form geübt, die Beziehungen in kapitalistischen Gesellschaften annehmen und die ihr zufolge durch die Kommodifizierung weiblicher Sexualität gekennzeichnet sind. Kollontai kritisierte dabei alle Verhältnisse, in denen Frauen dazu gezwungen waren, ihre Sexualität und ihren Körper als Ware zu verkaufen. Das sah sie auf der einen Seite in der Prostitution (heute würden wir von Sexarbeit sprechen), denn diese Arbeit hatte unter den damaligen Verhältnissen kein Moment von Agency oder Empowerment, sondern war für die betroffenen Frauen zumeist die einzige Option, ihr Überleben zu sichern. Auf der anderen Seite sah sie dies aber auch in der bürgerlichen Ehe. Hier blieben die Frauen wiederum in ökonomischer Abhängigkeit von ihren Ehemännern und konnten ihr Begehren und ihre Sexualität nicht frei ausleben. In *Ein Weg dem geflügelten Eros*, ihrem vierten Brief an die arbeitende Jugend, beschreibt Kollontai, dass unsere Intimbeziehungen viel lustvoller und glücklicher werden können,

wenn sie von ökonomischen Sorgen befreit sind und reproduktive Tätigkeiten wie Hausarbeit und Kindererziehung nicht länger im Einzelhaushalt stattfinden. Entsprechend setzte sie sich dafür ein, gesellschaftliche Strukturen zu schaffen, die den Einzelnen diese Lasten abnehmen. Als Ministerin für Soziale Fürsorge in den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution brachte sie Dekrete zur Vergesellschaftung von Reproduktionsarbeit auf den Weg, ließ Kinderkrippen, öffentliche Cafeterien und Wäschereien eröffnen, setzte sich für ein breites Netz an Unterstützungsmaßnahmen für Mütter und Kindererziehung von früh an ein.

Die Organisierung der Verwandtschaftsbeziehungen innerhalb der heteronormativen Familie wurde von Kollontai auch deshalb kritisiert, weil die Familie eine zentrale gesellschaftliche Institution darstellt, über die sich von einer Generation zur nächsten soziale Ungleichheit reproduziert. Dies betrifft sowohl Privilegien, die mit der sozialen Stellung verbunden sind, als auch den Transfer von Reichtum über die Erbschaft. Diese Diagnose behält ihre Relevanz auch für heutige Verhältnisse. Wie aktuelle Studien zeigen, haben etwa 70 Prozent der Gesamtbevölkerung so gut wie gar nichts zu vererben, Erbschaft und Schenkung spielt für sie also keine Rolle, wohingegen die reichsten 10 Prozent der Bevölkerung 50 Prozent des Reichtums vererben. Bis heute wird durch die Familie soziale Ungleichheit und gesellschaftliche Vereinzelung befördert.

Auch aus einer Schwarzen feministischen Perspektive wurde die enge Verknüpfung von patriarchalen Verhältnissen und der kapitalistischen Eigentumsordnung herausgestellt. Im Rahmen von Kolonialprozessen kam es immer wieder zur gewaltvollen Durchsetzung der heteronormativen Geschlechterordnung in den Kolonien. Die Etablierung kapitalistischer Eigentums- und Produktionsverhältnisse war dort verbunden mit einer Ordnung von Geschlecht und Sexualität, die gleichzeitig bewusst Ausschlüsse produzierte, insbesondere Sklavinnen verwehrte, Kinder zu haben und überhaupt Verwandtschaftsbeziehungen einzugehen. Nur vor dem Hintergrund dieser Verwobenheit von kapitalistischer Ausbeutung und Kolonialisierung wird begreiflich, weshalb Schwarze Frauen bis weit ins 20. Jahrhundert für weiße Haushalte tätig waren, vielfach in massiv ausbeutenden Verhältnissen. Wie Claudia Jones in ihrem Aufsatz *An End to the Neglect of the Problems of the Negro Woman!* (1949) herausstellt, war es noch in den 1940er Jahren in den USA möglich, dass eine Schwarze Frau mehr als 40 Jahre in einem weißen Haushalt wie eine Sklavin leben musste. Die geschichtlich entstandenen Ausbeutungs- und Ungleichheitsstrukturen führten dazu, dass Schwarze Frauen weiterhin dieser besonderen Ausbeutung ausgesetzt waren, auch nach der formalen Abschaffung der Sklaverei.

MB: *In Deinen Ausführungen bist Du ja auch immer wieder auf ideengeschichtliche Bezugspunkte materialistischer Feminismen eingegangen. Du beschäftigst dich in deiner Arbeit am Institut für Sozialforschung (IfS) wie auch Deiner Dissertation insbesondere mit Clara Zetkin. Am IfS wird zurzeit die marginalisierte Rolle von Frauen für die Institutsarbeit kritisch aufgearbeitet. Was wären beispielsweise Überlegungen und Analysen bei Zetkin, die in den Institutsarbeiten in der Zeit wie auch ihrer Kapitalismustheorie fehlten?*

CE: Ja, zur Bedeutung von feministischer Theorie- und Forschungsarbeit am IfS und der (Un-)Sichtbarkeit von Wissenschaftlerinnen haben wir kürzlich in der Reihe *IfS Aus der Reihe* einen Band mit dem Titel *Im Schatten der Tradition* herausgegeben. Darin werfen wir anhand exemplarischer Biografien und Forschungsarbeiten feministische Perspektiven auf die Geschichte des IfS, da in der gängigen Geschichtsschreibung bislang weitgehend übersehen wurde, dass Frauen von Beginn an Teil der wissenschaftlichen Arbeit am IfS waren. Ich habe für den Band einen Beitrag zum Verhältnis von Felix Weil, einem der Wegbereiter und Begründer des IfS, und Clara Zetkin verfasst. Anhand von Archivmaterial und Korrespondenzen Zetkins arbeite ich darin heraus, welche Bedeutung die Arbeiter*innen- und die proletarische Frauenbewegung in den Anfängen des Instituts für das dort entwickelte Theorieprogramm und die Forschungsarbeit hatten. Sowohl aus den Gründungsdokumenten wie der von Felix Weil und Kurt Albert Gerlach verfassten Denkschrift, als auch daraus, was uns von der Marxistischen Arbeitswoche in Geraberg, dem ersten Theorieseminar 1923, und der Institutsarbeit in den ersten Jahren überliefert ist, geht hervor, dass in dieser frühen Phase noch ein enger Zusammenhang zwischen kritischer Gesellschaftstheorie auf der einen und gesellschaftspolitischem Engagement, dem Anspruch auf verändernde Praxis, auf der anderen Seite bestand. Felix Weil lernte Clara Zetkin während seiner Studienzeit in Tübingen kennen, als sie im August 1919 für die Sozialistische Hochschulgruppe, die Weil dort mitgegründet hatte, einen Vortrag zur Frage der Räte hielt. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich auch durch den Austausch mit Zetkin seine Idee festigte und konkretisierte, ein Forschungs- und Lehrinstitut zu gründen, dem es um die Weiterentwicklung marxistischer Theorie und die Erforschung der kapitalistischen Gesellschaft geht. Der Bildung kam dabei eine zentrale Bedeutung zu, gerade auch mit Blick auf die praktische Perspektive, die noch sehr präsent war in der Arbeiter*-innenbewegung: dass wir eine Zukunft zu gestalten haben und eine sozialistische Organisierung aller Lebensbereiche sich nur realisieren lässt, wenn die Menschen selbst die Rahmenbedingungen ihres Zusammenlebens mitgestalten und darüber nicht von einzelnen Akteuren entschieden wird, die über ökonomische Macht verfügen. Entsprechend bestand in den Anfangsjahren

eine enge Verbindung zu politischen und revolutionären Bewegungen und Weil wird später in seinen autobiografischen Aufzeichnungen rückblickend befinden, er habe mit dem IfS den institutionellen Rahmen für eine Bildungspraxis „im Sinne des Sozialismus" stiften wollen.

Allerdings – und damit komme ich zu dem Anliegen unseres Bandes, eine andere, feministische Geschichte des IfS zu schreiben – ging kaum etwas von den feministischen Wissensbeständen, die innerhalb der proletarischen Frauenbewegung produziert wurden, in die Forschungs- und Theoriearbeiten am IfS ein. Exemplarisch lässt sich das anhand der Diskussion um das Rätesystem zeigen, das im Anschluss an die Novemberrevolution 1918 innerhalb der Arbeiter*innenbewegung rege diskutiert wurde. Clara Zetkin stellt in einem Aufsatz die Frage, weshalb an den Räten nur so wenig Frauen beteiligt waren und wie man mehr dafür gewinnen könne. Diese Frage ist auch als Kritik an den Parteigenossen zu verstehen, wenn Zetkin hervorhebt, der Anspruch, mit dem Rätesystem eine „proletarische Demokratie" zu schaffen, bleibe „leere Formel", so lange es nicht gelinge, die Bedingungen zu schaffen, dass auch Frauen zentralen Anteil an ihm haben. Für solche Fragen gab es am Institut kaum Aufmerksamkeit, auch wenn wichtige Protagonisten wie Friedrich Pollock, Franz Neumann und Max Horkheimer sich für die sowjetische Planwirtschaft interessiert und Analysen des kapitalistischen Wirtschaftssystems unternommen haben, die zu einer Kontroverse um das Konzept des Staatskapitalismus führte. Aus Briefen Zetkins geht hervor, dass sie über Pollocks Recherchen zur sowjetischen Planwirtschaft informiert war und ihn bei seinem Besuch in der Sowjetunion 1926 vermutlich auch getroffen hat. Sie empfiehlt Rosa Grimm, einer wichtigen Akteurin der proletarischen Frauenbewegung in der Schweiz, an Pollocks Recherchen am Institut mitzuarbeiten, was zeigt, dass Zetkin bis Ende der 1920er Jahre noch im Austausch mit wichtigen Akteuren des IfS stand und sich offensichtlich ein positiveres Bild davon machte, welche Arbeits- und Forschungsbedingungen dort für Frauen bestanden. Vor diesem Hintergrund ist es umso erstaunlicher, dass die Ansätze, die es in der proletarischen Frauenbewegung zum Rätesystem und zur Vergesellschaftung von Hausarbeit gab, kaum aufgegriffen wurden.

Das gilt selbst für die *Studien zu Autorität und Familie*, die in den frühen 1930er Jahren am Institut durchgeführt wurden. Die Arbeiten der sozialistischen Frauenbewegung werden hier überhaupt nur von Andries Sternheim rezipiert, einem jüdisch-niederländischen Sozialisten und Sozialwissenschaftler, der zwischen 1934 und 1938 in der Genfer Zweigstelle des IfS tätig war. In seinem Manuskript *Die Rolle des ökonomischen Motivs in der Familie der Gegenwart* nimmt er auf mehrere Studien und Diskussionen der proletarischen Frauenbewegung Bezug, die

schon in dieser Zeit den Anspruch vertraten, dass die wissenschaftliche Forschung bei den Interessen, Erfahrungen und Kämpfen der Arbeiterinnen anzusetzen habe. Dadurch werfen sie eine überaus aufschlussreiche Perspektive unter anderem auf die Mehrfachbelastung von Frauen, die trotz gewandelter Arbeitsverhältnisse und obwohl sie vielfach zur „Familienversorgerin" werden, gleichwohl die Hauptlast der Hausarbeit und Kindererziehung zu tragen hatten. Die Studien der sozialistischen Frauenbewegung verstehen sich dabei nicht als wertneutral oder unparteiisch, sondern erheben den Anspruch, eine Orientierung zu geben, wo politische Maßnahmen anzusetzen haben, um gesellschaftliche Rahmenbedingungen zu schaffen, unter denen die Veränderungen in den Arbeits- und Lebensbedingungen der werktätigen Frauen nicht zu verschärfter Ausbeutung führen, sondern eine selbstbestimmtere Lebensgestaltung ermöglichen. Als Voraussetzung hierfür gilt ihnen eine veränderte Wertung der reproduktiven Arbeiten, was sich nur realisieren lasse, wenn soziale Veränderungen wie neue Konzepte des Wohnens und technische Neuerungen im Alltag der Menschen wirksam werden, die eine Umverteilung reproduktiver Arbeiten ermöglichen.

In dem bereits genannten Artikel *Frauen für die Räte, Frauen in die Räte!* von 1919 betont auch Zetkin, dass sich die gesellschaftliche Organisierung der sozialen Reproduktion und die Rolle, die Frauen darin zugeschrieben wird, nur ändern kann, wenn in den politischen Entscheidungsprozessen Frauen aktiv mitwirken. Innerhalb des bestehenden Gesellschaftssystems sind solche Veränderungen nach Zetkin nicht möglich, da die Reproduktionsarbeit von Frauen in der kapitalistischen Ökonomie strukturell abgewertet wird, weil sie keinen Wert produziert, also keine produktive Tätigkeit im Sinne der kapitalistischen Verwertungslogik darstellt. Daran kann sich nach Zetkin nur etwas ändern, wenn auch die nicht werktätigen „Hausfrauen" in den Räten mitwirken, die selbst im Bereich der sozialen Reproduktion tätig sind. Damit gibt Zetkin Hinweise auf eine Form demokratischer Vergesellschaftung, die weit über die Diskussionen über Planwirtschaft und Staatskapitalismus hinausweist, die in dieser Zeit am Institut geführt wurden. In aktuellen Diskussionen über Modelle demokratischer Planwirtschaft finden wir Perspektiven, die Zetkins Konzept der Rätedemokratie ähneln: Die Strukturen sollen hier nicht zentral organisiert, sondern von unten gestaltet sein und von den Erfahrungen der arbeitenden Bevölkerung ausgehen. Damit wird eine Alternative zur gegenwärtigen Organisation der Produktion eröffnet, in der solche Entscheidungen über Marktmechanismen geregelt werden. Mir erscheint es wichtig, in diese Richtung weiterzudenken, also wie sich solche Rätestrukturen gestalten lassen, damit sich aus ihnen eine Gesamtperspektive auf eine sinnvolle Organisation der sozialen Produktion und Reproduktion hin

erschließt, die über die Interessen einzelner Marktakteure hinausweist. Umso dringlicher wird das angesichts rasant steigender globaler Ungleichheiten infolge von Inflation, Klimakatastrophe, Krieg und vielfältiger weiterer Krisen des Kapitalismus, von denen prekär Beschäftigte besonders stark getroffen werden, wohingegen Großunternehmen und Vermögende profitieren. Hier zeigt sich sehr eindrücklich, was Adorno diagnostizierte: dass in kapitalistischen Gesellschaften die vermeintliche Rationalität im Einzelnen die „Irrationalität des Ganzen" keineswegs aufhebt, sondern vielmehr verschärft. Die frühe Frauenbewegung eröffnet interessante Antworten hinsichtlich der Frage, wie sich die Neugestaltung der sozialen Reproduktion demokratisch und auf eine Weise organisieren lässt, damit diejenigen, die in der bestehenden Gesellschaftsordnung marginalisiert und systematisch ausgeschlossen werden, teilhaben können an diesen Aushandlungsprozessen.

MB: *In Anbetracht all dieser Krisenerscheinungen würde mich zum Abschluss interessieren, was wir Deines Erachtens aus den Erfahrungen der proletarischen Frauenbewegungen für emanzipatorische Kämpfe heute lernen können?*

CE: Eine Erfahrung der proletarischen Frauenbewegung, die auch für meine politische Arbeit wichtig ist, betrifft die Frage nach Bündnissen für unsere Kämpfe um eine andere, nicht länger kapitalistisch organisierte Gesellschaft. Hierfür sind Zetkins Ausführungen zur Beteiligung von Frauen im Rätesystem interessant. Ihre Überlegungen erscheinen mir durchaus anschlussfähig an aktuelle feministische Analysen wie der von Nancy Fraser, die zuletzt dafür argumentiert hat, dass wir – um wirkmächtige, antikapitalistische Bündnisse bilden zu können – ein breiteres Verständnis von Arbeit brauchen, als der Kapitalismus es uns nahelegt. Fraser unterscheidet hierzu drei Formen kapitalistischer Arbeit: die im Sinne der kapitalistischen Verwertungslogik produktive, *ausgebeutete* Arbeit, die zumeist im Einzelhaushalt von Frauen* unentlohnt verrichtete *Reproduktionsarbeit* sowie *enteignete* Arbeit, die in keinem formalen Lohnarbeitsverhältnis verrichtet wird und unter besonders prekären Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnissen stattfindet. Letztere wurde im Rahmen von feministischen Kritiken an extraktivistischen Ökonomien verstärkt untersucht, Janina Puder und Bafta Sarbo haben dafür den Begriff der Überausbeutung geprägt. Beschrieben werden damit neue Formationen von Ausbeutung, die unter Bedingungen transnationaler Produktionsverhältnisse entstehen. Zur Profitmaximierung werden dabei natürliche Ressourcen und Land angeeignet und Arbeitskraft auf besonders schonungslose Weise ausgebeutet. Das führt zu unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen, die mit den unterschiedlichen Arbeitsformen zusammenhängen. Gegen die damit verbundenen Ausbeutungs- und Herrschaftsstrukturen

können wir nach Fraser nur effektiv angehen, wenn wir die verschiedenen Kämpfe im Rahmen einer gemeinsamen Arbeiter*-innenbewegung organisieren.

Mir erscheint es sinnvoll, dieses verbindende Moment herauszustellen, weil uns tatsächlich die Erfahrung eint, nicht selbst über die Mittel zu verfügen, um unser Leben und die Weise, wie wir produzieren, selbstbestimmt zu gestalten, sondern darauf angewiesen zu sein, für andere unter Bedingungen zu arbeiten, die wir nicht mitbestimmen können. Aus der Theorie- und Praxisarbeit Kollontais können wir lernen, dass wir in diesem Prozess der Veränderung wiederum mit Auseinandersetzungen und Problemen konfrontiert werden können, die uns spalten. Die von ihr mitgegründete sowjetische Frauenabteilung hatte es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, besondere Maßnahmen zur Unterstützung von Arbeiterinnen und politischer Organisationsformen einzuleiten. Dadurch sollten die sozialen und ökonomischen Bedingungen geschaffen werden, unter denen sie sich am gesellschaftlichen Leben beteiligen und gemeinsam für ihre Interessen eintreten können. Das setzt nach Kollontai zunächst den Kampf um bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen und gleiche soziale und politische Rechte innerhalb des bestehenden Gesellschaftssystems voraus, darf hier aber – so die Kritik an der bürgerlichen Frauenbewegung – nicht stehen bleiben, weil solche Verbesserungen sonst immer nur einzelnen Frauen zugutekommen und nichts an der Ausbeutung und Unterdrückung von Arbeiterinnen als kollektivem Problem ändern. Protagonistinnen wie Zetkin und Kollontai übten dabei immer wieder auch intern Kritik an fehlender Unterstützung seitens ihrer Genossen und forderten ein, die sozialistischen Ansprüche an Gleichberechtigung und emanzipierte Geschlechterbeziehungen auch in der eigenen Praxis umzusetzen. Aus ihrer Sicht konnte ein grundlegender Wandel der Geschlechterverhältnisse auf breiter gesellschaftlicher Ebene aber nur dann gelingen, wenn die strukturellen Gründe für die Geschlechterungleichheit überwunden werden, was ihnen zufolge nur durch eine Überwindung der bestehenden Eigentums- und Ausbeutungsverhältnisse zu erreichen war. Eine solche revolutionäre Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse setzte wiederum eine breite Organisierung von Arbeiter*innen voraus.

In diese Richtung argumentiert auch Fraser, wenn sie hervorhebt, dass sich die gemeinsamen Interessen der Arbeiter*innen nur durch eine Überwindung kapitalistischer Herrschaft verwirklichen lassen und entsprechend für eine Verbindung der verschiedenen Kämpfe gegen Ausbeutung, rassistische und sexistische Gewalt plädiert. Die Bedeutung breiter Bündnisse wird auch in den gegenwärtigen transnationalen feministischen Kämpfen deutlich, die ihren Ausgang vor allem in Lateinamerika genommen

haben. Ich denke hier etwa an die „Ni una menos"-Bewegung, die in Argentinien als Protest gegen Gewalt an Frauen* und Femizide entstanden ist. Wie Véronica Gago und Lucí Cavallero mit Blick auf ihre Erfahrungen innerhalb dieser Bewegung herausgestellt haben, konnten sie auch deshalb einen breiten gesellschaftlichen Rückhalt gewinnen, weil sie mit ihren Protesten die verschiedenen Ausbeutungs- und Ungleichheitsstrukturen in der Gesellschaft adressiert haben und Bündnisse mit anderen sozialen Initiativen, Organisationen und Gewerkschaften eingegangen sind. Diese aktuellen Kämpfe zeigen eine Nähe zu dem von der proletarischen Frauenbewegung initiierten Internationalen Frauentag auf, der auch als Kampftag eingeführt wurde, um die verschiedenen Widersprüche kapitalistischer Gesellschaften zu adressieren, die Gleichberechtigung von Frauen einzufordern und sich ebenso entschieden gegen kapitalistische Ausbeutung, Militarismus und Krieg zu wenden.

Darüber hinaus lässt sich von der proletarischen Frauenbewegung lernen, dass es nicht nur der Theoriearbeit bedarf, sondern dass die zumeist unscheinbare und mühsame Alltagsarbeit ebenso wichtig ist, also dass soziale Transformation nur in eine emanzipative Richtung wirken kann, wenn auf breiter zivilgesellschaftlicher Basis die Menschen diese Transformation unterstützen. In der Arbeiter*innenbewegung gab es noch die reale Erfahrung, dass eine grundlegende Veränderung der Gesellschaft möglich ist und dass wir eine Zukunft vor uns haben, die wir aktiv mitgestalten können. Ich glaube, diese Erfahrung ist heute kaum noch gegenwärtig und das ist auch Ausdruck einer zunehmenden Vereinzelung und praktischen Entmächtigung der Menschen, die durch die neoliberale Umstrukturierung von immer mehr Bereichen des sozialen Lebens und die Dominanz von Social-Media-Plattformen befördert werden. Um Menschen für emanzipative Politik zu gewinnen, erscheint es mir deshalb zentral, dieses Moment der Gestaltbarkeit von Zukunft wieder erfahrbar zu machen, indem wir Infrastrukturen und Räume aufbauen, in denen die Menschen selbst zu Akteuren des sozialen Wandels werden können und die Erfahrung machen, dass sie gemeinsam erfolgreich für ihre Anliegen eintreten können. Die proletarische Frauenbewegung ist ganz ähnlich vorgegangen und hat Akteure adressiert, die in der bestehenden Gesellschaftsordnung besonders ausgebeutet und unterdrückt werden, weil gerade sie ein Interesse an der Veränderung dieser Verhältnisse haben. Sie waren Anfang der 1920er Jahre in der Kaukasusregion aktiv und haben dort muslimische Frauenclubs aufgebaut, um diejenigen Gesellschaftsmitglieder zu erreichen und zu unterstützen, die aufgrund ihrer Stellung in der sozialen Reproduktion besonders marginalisiert sind. Eine grundlegende gesellschaftliche Veränderung konnte dort

nicht von außen bewirkt, sondern wenn überhaupt nur indirekt befördert werden, indem die Infrastruktur dafür geschaffen wurde, in der die lokale Bevölkerung sich selbst gegen die eigene Unterdrückung und Ausbeutung wehren konnte.

Für die Frage nach der Möglichkeit emanzipativer Kämpfe erscheint mir außerdem eine Beobachtung Walter Benjamins wichtig, die er während seines Aufenthalts in Moskau 1926 über das sowjetische Bildungssystem anstellt. Benjamin beobachtet, dass die Begeisterung für eine andere Lebensweise, für eine Welt ohne Ausbeutung, aus der die revolutionäre Bewegung ihre Kraft gewonnen hat, in einem bestimmten Moment verloren gegangen ist. Was er von den Bildungseinrichtungen und den Jugendorganisationen mitbekommt, lässt ihn zu dem Urteil kommen, dass von der heranwachsenden Jugend keine revolutionäre Erfahrung mehr gemacht werden kann, sondern das Revolutionäre nur noch autoritär vermittelt wird. Diese Beobachtung halte ich für zentral, wenn es um die Frage geht, wie wir (gerade auch nicht schon politisch interessierte) Menschen für ein anderes Gesellschaftsprojekt gewinnen können. Aus meiner eigenen Erfahrung heraus kann ich sagen, dass ich mein politisches Engagement dann als sinnvoll erlebt habe, wenn ich den Eindruck hatte, wir können mit unserem politischen Handeln wirklich etwas an den Strukturen ändern, und wenn gleichzeitig eine solidarische Praxis entstand, die nicht nur als mühsame Arbeit erfahren wurde, sondern die man auch gerne macht und in der Freundschaften über die politische Arbeit hinaus entstehen. Hier gibt es noch einiges zu tun, gerade was Räume für eine politische Praxis anbelangt, in der erfahrbar wird, dass wir gemeinsam gegen die gesellschaftlichen Widersprüche ankämpfen können und dies auch für uns persönlich befreiend wirken kann.

MB: Vielen Dank für das Interview!

Das Interview wurde im Juni 2024 von **Marc Blüml** geführt und von **Julian Koptisch** lektoriert.

* Der Begriff „Frauen“ wird hier und im Folgenden verwendet, wenn die historischen Texte der proletarischen Frauenbewegung referiert werden. Bereits die Protagonistinnen dieser Bewegung wollten ihn indes nicht im Sinne einer biologischen oder ahistorischen Tatsache verstanden wissen. Wie im Verlauf des Interviews näher ausgeführt, ist die Durchsetzung der heteronormativen Geschlechterordnung und damit auch die Kategorie „Frau“ historisch eng verknüpft mit der gewaltvollen Etablierung kapitalistischer Produktions- und Besitzverhältnisse.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

SCHWERPUNKT

Baudrillard als Denker seelischer Erschöpfung?

Die Konsumgesellschaft nach Baudrillard und psychische Leiden

von Robin Sachsenröder

abstract

Ausgehend von der Beobachtung, dass der bestehende soziologische Diskurs um die Konjunktur psychischer Leiden insbesondere Transformationen der Arbeit in den Blick nimmt, möchte sich dieser Beitrag der Konsumsphäre annehmen und sie für ein kritisches, ganzheitliches Verständnis der Erschöpfung profilieren. Dafür wird Jean Baudrillards Begriff der Konsumgesellschaft herangezogen, um die Praxis des Konsums als materielles Substrat und Subjektivierungsinstanz des erschöpften Selbst zu theoretisieren. Es wird herausgearbeitet, wie der Konsum an dem individualisierenden kulturellen Muster der autonomen Selbstentfaltung beteiligt ist, wie er die Norm eines glücklichen Lebens etabliert, wie therapeutisierende Diskurse mit ihm verschränkt sind und wie er die Subjekte zur konkurrenzgetriebenen Statusinvestition disponiert.

Schlagwörter

Konsum; Psychisches Leid; Erschöpftes Selbst; Subjektivierung; Baudrillard

Soziologiemagazin, Jg. 17 (2024), Heft 2 (erschienen: 09/2025)

https://doi.org/10.3224/soz.v17i2.03

Konsum als Faktor des erschöpften Selbst?

Psychische Leiden und ihre gegenwärtige diskursive wie epidemiologische Virulenz sind Gegenstand zahlreicher soziologischer Reflexionen. Eine gewisse Dominanz üben dabei Ansätze aus, die die Erschöpfung in den Kontext von Subjektivierungsweisen und Anforderungen im Zuge der neoliberalen, postfordistischen Transformationen der Gesellschaft stellen (Bröckling, 2019; Ehrenberg, 2015; Neckel & Wagner, 2013).

Es lässt sich konstatieren, dass kritisch-soziologische Perspektiven auf das postfordistische Subjekt und seine Leiden stark auf die Produktionssphäre und ihre korrespondierenden Subjektivierungsweisen fokussiert sind. Dabei bleibt die andere Seite des Kapitalkreislaufes – die Sphäre des Konsums und die sie vermittelnde Distributionssphäre – unterbelichtet. Ein materialistischer, gesellschaftstheoretisch fundierter Blick auf das erschöpfte Selbst sollte jedoch den Konsum involvieren, um die ideologische und materielle Struktur ganzheitlicher zu fassen, die das Fundament von Zumutungen und Subjektivierungen bildet, die das erschöpfte Selbst hervorbringen.

Konsum kann vorläufig verstanden werden als eine marktvermittelte Praxis des Aneignens gesellschaftlicher Produkte, die über den bloßen Erwerb und Verzehr dieser in ihrer Intentionalität (zum Beispiel in Form der Erwartung von Erlebnis und starker Affektion) hinausweist (Schrage, 2009). Dass diese Praxis die gegenwärtigen westlichen Gesellschaften prägt, erscheint beinahe trivial. Während der Konsum in den Jahren der Konstitution der Soziologie als Fachwissenschaft noch Klassiker wie Werner Sombart oder Georg Simmel beschäftigte (Schrage, 2009), mutet die Rede von „der Konsumgesellschaft" heute etwas abgegriffen an.

Der Umstand jedoch, dass die Lohnabhängigen nach dem zweiten Weltkrieg durch eine immense Verbesserung des Lebensstandards und die Möglichkeit der Teilhabe an bisher verschlossenem Güterreichtum in der Form der Ware äußerst wirksam in den fordistischen Kapitalismus integriert wurden, beschäftigte bereits die frühe Kritischen Theorie (Marcuse, 2014 [1967]). Und auch im Zeichen der neoliberalen Umstrukturierung der postindustriellen Gesellschaft weitet sich der Konsum in Gestalt der voranschreitenden Kommodifizierung aus (Coelsch-Foisner & Herzog, 2021). Zudem ist Konsum ein zentraler Bestandteil der Funktionsweise des wirtschaftlichen und politischen Systems (Streeck, 2015) sowie der kulturellen Lebensformen (Reckwitz, 2020). Somit birgt ein materialistisches, kritisches Verständnis des Konsums weiterhin Potenziale für die Analyse und Kritik der spätkapitalistischen Verhältnisse.

Welche*r Autor*in könnte zu einem derartigen Verständnis etwas beitragen? Jean Baudrillard war ein Soziologe, der die Konsumgesellschaft in einer Symbiose aus Marxismus und Strukturalismus analysiert und ihr Funktionieren selbst mit Depression und Erschöpfung in Verbindung gebracht hat – wenngleich in unsystematischer und nur skizzenhafter Form. Mittels seines Denkens lässt sich das materielle Substrat ganzheitlicher verstehen, aus welchem die gegenwärtige Subjektform und ihr Schatten – psychisches Leid – erwachsen.

Dieser Beitrag möchte das Verhältnis von einerseits dem Konsum als einem prägenden Modus der Vergesellschaftung und andererseits der gegenwärtigen Bedeutung und Verbreitung psychischer Leiden mithilfe von Baudrillards Konsumkonzept untersuchen. Es wird mit Baudrillards Theorie die Frage aufgeworfen, inwiefern sich Zusammenhänge zwischen Konsum als prägender Vergesellschaftungpraxis in der Moderne und dem verbreiteten psychischen Leiden erkennen lassen. Dazu werden zunächst Baudrillards Schrift *Die Konsumgesellschaft* und ihre zentralen Thesen vorgestellt. Im Hauptkapitel wird kurz der Diskurs um psychische Leiden umrissen, um daraufhin den Konsum als Subjektivierungsinstanz und materielles Substrat des erschöpften Selbst zu theoretisieren. Dazu werden Argumente aus *Die Konsumgesellschaft* herausgearbeitet und diskutiert, die Hinweise und Anschlussfähigkeiten zu den bestehenden soziologischen Erklärungsansätzen zu psychischem Leid und Erschöpfung darstellen. Abschließend folgen Fazit, Reflexion und ein kleiner Ausblick auf offene Fragen.

Die Konsumgesellschaft nach Baudrillard

Bevor die Verbindungen zwischen Konsum als prägendem Vergesellschaftungsmodus und dem Phänomen der Virulenz psychischer Leiden gezogen werden können, wird nach der knappen Darstellung von Baudrillards Werk *Die Konsumgesellschaft* ein Begriff des Konsums gewonnen.

Die Konsumgesellschaft wurde 1970 von Baudrillard verfasst. In seinem Gesamtwerk ist die Schrift in einer ersten intellektuellen Schaffensperiode zu verorten, die als unorthodox-marxistisch und kritisch bezeichnet werden kann. Die nachfolgenden Abhandlungen, darunter auch das Hauptwerk *Der symbolische Tausch und der Tod*, markieren den Übergang zu einem simulationstheoretischen Zugang, der sich von polit-ökonomischen Fragestellungen und marxistischen Figuren verabschiedet, die Frage nach Emanzipation und Befreiung jedoch noch als Horizont beibehält. Im Zuge einer von manchen Autor*innen als Kehre bezeichneten intellektuellen Wandlung vollzieht Baudrillard in einer dritten Phase seines Schaffens die Abkehr von gesellschafts-

kritischen Fragestellungen (Strehle, 2012). Diese Arbeit betrachtet *Die Konsumgesellschaft* zwar isoliert vom Gesamtwerk Baudrillards, durch die Möglichkeit einer klaren Periodisierung seines Werkes erscheint dieses Vorgehen jedoch gerechtfertigt.

Die Konsumgesellschaft hat gesellschaftsdiagnostischen Charakter, ist aber gleichwohl ein ambitionierter Versuch, durch ein Amalgam aus französischem Strukturalismus und unorthodoxem Marxismus die Strukturen einer Gesellschaft zu analysieren, die sich selbst im Zuge der rapiden Ausweitung des Warenangebots, das für immer größere Bevölkerungsteile erschwinglich ist, als Überflussgesellschaft beschreibt. Im Folgenden werden zentrale Überlegungen Baudrillards vorgestellt.

Baudrillards Theorie setzt mit der Beobachtung ein, dass die postindustrielle Gesellschaft seiner Zeit durch die Allgegenwart einer aus konsumierbaren Gütern, Dienstleistungen und Dingen bestehenden Objektwelt bestimmt ist, welche sich beständig ausweitet und sich als totale Vermittlung zwischen soziale Beziehungen schaltet (Baudrillard, 2015, S. 39–40). Diese Objekte erscheinen dabei nicht (mehr) als Produkte menschlicher Tätigkeit, sondern als magische Gaben, denen ein natürliches Wesen anhaftet: „In der täglichen Praxis werden die Wohltaten des Konsums nicht als Ergebnis einer Arbeit oder eines Produktionsprozesses erlebt, sondern als Wunder“ (Baudrillard, 2015, S. 48). Der Text knüpft damit – ohne explizit darauf zu verweisen – an verdinglichungstheoretische und ideologiekritische Argumentationen wie die von Georg Lukács und Vertretern der Kritischen Theorie erster Generation an. Demnach verschwindet durch die Warenförmigkeit sozialer Beziehungen im Kapitalismus die Gesellschaftlichkeit dieser Beziehungsverhältnisse. Die sozialen Produkte (Waren) und Formen (Geld, Lohnarbeit, Recht, Tausch) erscheinen als naturgegeben und objektiv und sichern damit die Herrschaft des Bestehenden (Lukács, 1988 [1923], Horkheimer, 2011 [1937]). In Anschluss an seinen intellektuellen Lehrer Henri Lefebvre, der 1947 seine Kritik des Alltagslebens vorgelegt hat, überträgt Baudrillard diese theoretische Figur der Mystifizierung gesellschaftlicher Verhältnisse qua Tauschwertvergesellschaftung angesichts der rasanten Steigerung der Verfügbarkeit immer größerer Mengen von warenförmigen Gütern, Informationen und Dienstleistungen für immer größere Bevölkerungsteile, von der Sphäre der Produktion auf die Sphäre des Alltags- und Freizeitlebens. Baudrillard entwirft damit das Bild einer totalen Gesellschaft, deren Imperative zunehmend in alle Bereiche des Lebens auch abseits der Fabrikhalle oder des Büros hineinragen und damit die Lohnabhängigen durch die unentrinnbare Prägung ihres Bewusstseins stärker in die kapitalistische Gesellschaft integrieren.

Baudrillard entfaltet zu Beginn anhand der Beschreibung von Konsumlandschaften in Malls eine Phänomenologie jener von einem ungeheuren Warenreichtum geprägten Konsumgesellschaft und weist zunächst darauf hin, dass sich die Waren typischerweise als Anhäufung präsentieren, das heißt stets in Hülle und Fülle erscheinen – sei es im Schaufenster, in den Supermarktgängen oder am Wühltisch (Baudrillard, 2015, S. 40–41). Er schließt daraus, dass die einzelne Ware als Verkörperung eines bestimmten Gebrauchswerts nie für sich steht, und somit auch letzterer nicht entscheidend ist für die Logik des Konsums. Stattdessen interpretiert er die Warenwelt als eine Sprache und ihre einzelnen Bestandteile als Signifikanten. So ist die einzelne Ware einerseits das zeichenhafte pars pro toto für die Warensammlung in ihrer Gesamtbedeutung als Ausdruck des Überflusses und bezieht andererseits analog zu sprachlichen Zeichen ihre Bedeutung als Einzelware nur in Differenz zu anderen Waren. Baudrillard kommt so zu der Überzeugung, dass die Logik der Nützlichkeit und des Genusses der Güter im Sinne ihres Gebrauchswerts beim zeitgenössischen Konsum suspendiert ist, die Warenwelt vielmehr ein abstraktes Zeichensystem darstellt, welches das Versprechen auf Glück und Prosperität transportiert. Beim Konsum geht es letztlich um eine Akkumulation, Rezeption und Manipulation der Zeichen des Glücks, und nicht um tatsächlichen Genuss oder Nutzen (Baudrillard, 2015, S. 42). Es wird konsumiert, um sich zu vergewissern, Teil der Gesellschaft zu sein und an ihren (lediglich) zeichenhaften Versprechungen des Fortschritts, Wachstums und Seelenheils teilzuhaben.

Der Modus des Konsums als eine Rezeption von Zeichen ist nicht nur auf Güter und Dienstleistungen beschränkt, sondern greift auf das Verhältnis zur Welt insgesamt über. So beschreibt Baudrillard, wie der Konsum eine von den realen gesellschaftlich-geschichtlichen Aktivitäten abgesonderte private Sphäre schafft, in der das Subjekt vermittelt durch Massenmedien die Wirklichkeit auf Distanz als Zeichen konsumiert. Diese erscheint in der Form aneinandergereihter, geschichtsloser Ereignisse und ist so von gesellschaftlichen, geschichtlichen und politischen Zusammenhängen getrennt (Baudrillard, 2015, S. 50–51).

Im zweiten großen Kapitel des Buches widmet sich Baudrillard der genaueren Ausbuchstabierung der Logik des Konsums und arbeitet sich zur Explikation seiner Thesen an bürgerlichen Ökonomen und Soziologen wie John Galbraith oder Eduard Lisle ab. Der zweite Teil setzt ein mit der Beobachtung, dass die Konsumgesellschaft auf einer Anthropologie gründet, die behauptet, dass die Menschen natürlich dem Glück entgegenstreben. Diese Anthropologie gilt als Legitimationsgrundlage für die

Gesellschaft in der Hinsicht, dass mit ihrer Hilfe ein Gleichheitsversprechen durch die Ausweitung des Konsums und den Überfluss gegeben werden kann. Die Gleichheit bezieht sich dann nicht mehr auf Rechte, soziale Chancen und Genuss, sondern auf die Gleichheit vor den Konsumgütern, da diese der ideologischen Struktur nach das Glück verheißen. Nach dieser Argumentation könne sich jede Person ihre Bedürfnisse erfüllen, indem sie sich die nun für große Teile der Bevölkerung erschwinglichen Gebrauchswerte aneignen können. Jede*r könne eben in gleicher Form das Auto, das Essen, die Wohnungseinrichtung nutzen und genießen. Die weiterhin bestehende Armut erscheint in dieser Erzählung als bald obsolete Kinderkrankheit oder als unerklärliche Dysfunktionalität. Es gilt das Diktum, dass die Wirtschaft nur immer weiter wachsen müsste, dann würde sich auch das demokratische Versprechen der Gleichheit durch die Teilhabe aller Menschen am Warenreichtum der Überflussgesellschaft einlösen (Baudrillard, 2015, S. 74–77).

Gegen diese ideologische Erzählung führt Baudrillard seine Analyse an, welche die ungleiche Sozialstruktur, erwachsen aus der kapitalistischen Produktionsordnung, sowie die Logik des Konsums als Manipulation von Zeichen betont. Absolut gesehen weiten sich die Konsummöglichkeiten aller Menschen (im Entstehungszeitraum des Buches) tatsächlich aus, jedoch kommt es erstens auf die „Distorsionsrate“ (Baudrillard, 2015, S. 77) im Konsum an, die Ungleichheit indiziert: Zwar geben die Haushalte für Mittel des alltäglichen Bedarfs ungefähr gleichviel aus, in anderen Bereichen wie der Freizeit konsumieren die oberen Schichten jedoch deutlich mehr als die unteren. Zweitens macht Baudrillard deutlich, dass die Zeichen von Herrschaft und Überlegenheit weiterhin in der Gesellschaft bestehen und sich lediglich an andere Dinge geheftet haben, zum Beispiel an Bildung und Einfluss. Dazu zählt auch, dass sich bestimmte Stile und nuancierte Konsumpraxen herausbilden und sich an Konsumgegenstände koppeln, die die Zugehörigkeit zu einer oberen Schicht anzeigen. Der Konsum als Praxis zielt so darauf ab, Status, Prestige und Auserwähltheit zum Glück zu simulieren. Die Güter und Bildungsinhalte, die gerade in Mode sind, werden von der gesellschaftlichen Elite zur Distinktion auserkoren, und nach einer gewissen Popularisierung haben auch andere gesellschaftliche Gruppen die Chance, dieses Gut zu konsumieren. Dann hat es seine Wertigkeit, die es ja nur im Zusammenhang einer differenziellen Zeichenordnung in Bezug auf andere Waren und ihre Symbolik erhält, jedoch eingebüßt und reicht nicht mehr dazu, sich von anderen zu distinguieren. Baudrillard spricht in diesem Zuge auch davon, dass die Konsumgesellschaft strukturell Privileg und Mangel produziert und damit für große Bevölkerungsteile Armut und

Knappheit verewigt (Baudrillard, 2015, S. 97). Den Überfluss als eine Größe, die an einer absoluten Gütermenge festgemacht werden kann, gibt es nicht, es kommt auf die Bedeutung der jeweiligen Produkte im hierarchischen sozialen Gefüge an. Der Konsum stellt sich so als eine soziale Praxis dar – und nicht etwa als ein individualistischer Akt der Befriedigung naturwüchsiger Bedürfnisse – durch die sich der*die Einzelne in einem sozialen Gefüge in einer bestimmten Position einordnet und um gesellschaftliches Prestige streitet (Baudrillard, 2015, S. 86–91).

Baudrillard zeigt die Aporien einer solchen Konsumorientierung auf, indem er das Verhältnis von Bedürfnis und Logik des Konsums noch einmal dezidierter diskutiert. Hierfür zieht er Galbraiths entfremdungstheoretische Thesen zum Konsum heran, die er kritisiert. Dies, weil der Ökonom in der Anprangerung des Umstands, dass gesellschaftliche Kräfte zum Beispiel durch Werbung den Individuen ihre Bedürfnisse diktieren würden, ex negativo einen Bedürfnisbegriff setzt, der nicht reflektiert, dass es beim Konsum nicht um die reale Befriedigung eines Bedürfnisses geht (Baudrillard, 2015, S. 104–105). Baudrillard sieht zwar sehr wohl eine Verbindung des Produktionssystems mit dem Konsumverhalten der Individuen und belobigt Galbraith für die Einsicht, dass es so etwas wie einen von allen gesellschaftlichen Einflüssen freien Konsumenten nicht gibt. Er postuliert jedoch gleichzeitg, dass die *Ordnung des Genusses* durch den Konsum negiert wird und sich an seine Stelle ein *System der Bedürfnisse* setzt, welches die Nachfrage nach den differenziellen Symbolen der Warenwelt schafft, die das Produktionssystem gerade hervorzubringen im Stande ist (Baudrillard, 2015, S. 109–110). Um das System der Bedürfnisse genauer zu bestimmten, führt Baudrillard den Begriff der Konsumtivkraft ein: „Wenn wir vom System der Bedürfnisse sprechen, meinen wir damit nicht, dass letztere im Verhältnis eins zu eins zu den entsprechenden Objekten, sondern dass sie als Konsumtivkraft produziert werden, als pauschale Manövriermasse innerhalb des allgemeinen Rahmens der Produktivkräfte“ (Baudrillard, 2015, S. 109). Dies untermauert abermals, dass der Konsum maßgeblich von der konkreten Beschaffenheit der Objekte abstrahiert, sich nicht „als Verhältnis eines Individuums zu einem Objekt“ (Baudrillard, 2015, S. 110) darstellt, sondern von einem Begehren nach abstraktem Glück und einem sozialen Sinn durch Differenzierung und Status geleitet ist, welche durch die Rezeption und Manipulation von Zeichen erlangt werden sollen. Das so verstandene System der Bedürfnisse ist nach Baudrillard in den Kontext eines historischen Prozesses der sich ausweitenden Kontrolle über die gesellschaftlichen Produktivkräfte zur Kapitalakkumulation zu stellen. Um die erweiterte Produktion des Kapitals in

einem von Baudrillard als selbstbezüglichen, zerstörerischen und fetischistischen beschriebenen Prozess sicherzustellen, muss das Subjekt – nachdem es bereits zur Arbeitskraft diszipliniert wurde – zur Konsumtivkraft sozialisiert werden. Infolgedessen wird das Individuum Adressat neuer moralischer Imperative, die ihm bedeuten, zu begehren, eine Persönlichkeit auszubilden und dafür die entsprechenden zeichentragenden Objekte zu konsumieren. Damit ist der Konsum insgesamt nicht nur ein sich an die gesellschaftlichen Produkte heftendes Zeichensystem, dessen Werte unter einer abstrakten Glückserwartung für Distinktions- und Statusgewinne getauscht und rezipiert werden. Er bringt in seiner eigenen Systemlogik auch ein historisches Subjekt hervor, dessen spezifische Beschaffenheit in Bezug auf psychisches Leiden im nächsten Kapitel genauer diskutiert wird.

Psychisches Leiden und Konsum

Ob als dominanter Topos des Wissenschafts- und Alltagsdiskurses (Micali, 2018), als sich in erhöhten Patient*innenzahlen niederschlagende Diagnose von Depression und Burnout (DGPPN, 2019) oder angesichts steigender Werte in Umfragen zu Stressempfinden und Erschöpfung (BAuA, 2020): Die Virulenz psychischer Leiden in der Gegenwart ist klar ersichtlich.

Auch Baudrillard schien vor fast 55 Jahren etwas von der steigenden „Morbidität“ dieses Leidens zu ahnen. Am Ende seiner Schrift kommt Baudrillard selbst dezidiert auf die *Anomien* der Konsumgesellschaft zu sprechen, die aus ihren „fundamentalen Widersprüchen“ (Baudrillard, 2015, S. 257) erwachsen. Ein zentraler Ausdruck dieser Widersprüche ist ein um sich greifendes Phänomen, das er abwechselnd mit *Depressivität, Fatigue und Ermattung* bezeichnet. Damit wird ein Unbehagen an der Konsumgesellschaft artikuliert, das sich als leibliches Leiden an „ihren moralischen und psychologischen Zwängen“ (Baudrillard 2015, S. 258) manifestiert. Seine dort knapp skizzierten Überlegungen zur Beschaffenheit dieser für die Konsumgesellschaft charakteristischen Leiden, sowie seine verstreuten Hinweise über das gesamte Werk, beinhalten gerade durch ihre Kopplung an die polit-ökonomische Struktur der postindustriellen Gesellschaft interessante Impulse für die Diskussion um das erschöpfte Selbst, wenngleich eine systematische Ausarbeitung der „Ermattung“ in Bezug auf die Konsumgesellschaft ausbleibt. Die Konsumsphäre im Allgemeinen, und Baudrillard als Denker im Besonderen, sind als Faktoren und Referenzen in den einschlägigen soziologischen Ansätzen zur Konjunktur psychischer Leiden unterbelichtet bzw. nicht auffindbar. Es erscheint jedoch sinnvoll, eine kritische Theorie des Konsums stärker für den Gegenstand seelischer Erschöpfung zu profilieren. Denn

neben der expliziten Diagnose der Fatigue als *Revolte* oder *Protest* gegen „die Zwänge der Freiheit" (Baudrillard, 2015, S. 259), die nicht von Ungefähr an Alain Ehrenbergs klassische Schrift *Das erschöpfte Selbst* erinnert, gibt es weitere implizite produktive Anschlussstellen für den Diskussionszusammenhang um das Phänomen seelischer Erschöpfung in *Die Konsumgesellschaft*. So könnte der Diskussion eine gesellschaftstheoretische, materialistische Basis geliefert werden, die ihr teils abgeht. Besteht eine solche Rückbindung an Formen kapitalistischer Vergesellschaftung, werden häufig zeitgenössische Steuerungsformen von Arbeit (Graefe, 2019; Voß & Weiß, 2013) oder Praxen und Subjektivierungsweisen der Selbstoptimierung (Bröckling, 2019; Fuchs, Iwer & Micali, 2018) im Zuge einer neoliberalen Umstrukturierung als zentrale Faktoren der Erschöpfung benannt und bleiben damit vor allem auf Transformationen in der Produktionssphäre bezogen, während die Praxis des Konsums nicht berücksichtigt wird.

Die soziologische Literatur zu psychischen Leiden ist heterogen und ihre Bandbreite im Rahmen dieser Arbeit nicht abbildbar. Prominent sind jedoch subjektivierungstheoretische Ansätze im weiteren Sinne, die das verstärkte Aufkommen und Thematisieren seelischer Leiden mit einer Anrufungsstruktur erklären, die ein eigenverantwortliches, autonomes und aktives Subjekt hervorbringt, dessen Handeln auf einen authentischen Selbstentwurf ausgerichtet ist und dies durch eine ständige Arbeit am Selbst bewerkstelligt (Ehrenberg, 2015). Das Negativ dieser Subjektivierung bildet ein Selbst, das an den Normen und Erfordernissen der Selbstentfaltung, Aktivität und Eigenverantwortung scheitert und sich als unzulänglich erfährt bzw. durch die ständige Selbstoptimierung überfordert wird, ausbrennt und erschöpft (Bröckling, 2013). Die seelische Erschöpfung kann dabei mit Stefanie Graefe einerseits als reale Erfahrung sowie anderseits als diskursiver Effekt innerhalb eines Dispositivs psychischer Gesundheit verstanden werden (2019). So muss die Virulenz psychischen Leids einerseits als Ausdruck der Dominanz eines Diskurses gefasst werden, der einen psychologisierenden, individualisierenden und therapeutisierenden Zugriff auf das Subjekt vornimmt. Im Rahmen dieses Zugriffs werden eine ständige Sorge um das Innenleben geschürt und vormals alltägliche Gefühlslagen und Verhaltensweisen pathologisiert, was die ständige Arbeit am Selbst forciert (Illouz, 2009; Anhorn & Balzereit, 2016). Andererseits gilt es, das Leiden als Ausdruck eines mit Erfahrung gesättigten Unbehagens an Prekarität, Konkurrenzdruck, Selbstoptimierungszwang sowie veränderten Normen und Anforderungen an das Subjekt zu begreifen (Neckel & Wagner, 2013). Subjekte sind zwar innerhalb eines bestimmten Nexus aus den skizzierten Zugriffsweisen historisch situiert, dadurch jedoch wird

ihre Erfahrung nicht weniger real. Diesem grundsätzlichen Begriff psychischer Leiden wird sich im Rahmen dieser Arbeit angeschlossen.

Im Folgenden wird argumentiert, dass mit Baudrillard der Konsum als Teil des materiellen Substrats des Dispositivs um psychische Gesundheit und Erschöpfung verstanden werden kann sowie selbst als Subjektivierungsinstanz funktioniert. Unter Subjektivierung bzw. Anrufung verstehe ich im Rahmen dieser Arbeit ein Ensemble an Selbst- und Fremdtechnologien sowie Wissensformen, welches das Individuum in seiner Lebensführung und seinem Selbstbezug bestimmt, und es damit als handlungsfähiges Subjekt in einer historischen gesellschaftlichen Konstellation überhaupt erst hervorbringt. Subjektivierungsweisen differieren dabei historisch, sind in Machtverhältnisse eingeflochten und legen fest, was den Menschen überhaupt sowie eine *gute, wahre* und *moralische* Lebensweise ausmachen (Bröckling, 2019). Es wird die These vertreten, dass die Normenstruktur der Gesellschaft und ihre korrespondierenden Subjektformen sowie ihr Negativ – die psychischen Leiden – den Konsum als zentrale, postindustrielle Vergesellschaftungsform mit zur Grundlage haben. Dabei werden verschiedene Motive in Baudrillards Text differenziert, die jedoch aufeinander bezogen sind. Sie greifen ineinander und sind somit nur im Sinne einer Heuristik voneinander getrennt. Sie werden in Bezug auf zentrale Annäherungsweisen an das Phänomen der seelischen Erschöpfung verortet.

Individualisierende Subjektivierung durch den Konsum

Ein erstes Motiv, das in Baudrillards Text aufscheint, ist die individualisierende Subjektivierung qua Konsum. Der Konsum als Subjektivierungsinstanz führt zu einem Ich-Bezug, im Zuge dessen autonome Selbstentfaltung zum entscheidenden Einstellungs- und Praxismuster wird. Das individualisierte Subjekt, das – statt an traditionellen Bindungen und Normen orientiert zu sein – sich selbst als autonome*n Gestalter*in des eigenen Lebens empfindet und dieses als Projekt der Selbstentfaltung begreift, wird von Baudrillard generell als Funktion der Konsumgesellschaft bzw. als ideologischer Effekt aufgefasst. Explizit kritisiert er die Vorstellung, die Individualisierung als Befreiung natürlicher Anlagen zu begreifen und thematisiert das Phänomen der Individualisierung dagegen als Zwang, sich zu differenzieren bzw. zu personalisieren (Baudrillard, 2015, S. 125–128). Der Zwang zur Personalisierung tritt nach Baudrillard beispielsweise als Anrufung „ganz man selbst zu sein" und „eine Persönlichkeit auszuprägen" in der Werbung auf. Er resultiert einerseits aus der unbewussten Struktur des Konsums als einem Zeichensystem: so erfolgt die

Anerkennung als Subjekt und die Integration in den sozialen Zusammenhang über das Aneignen differenzieller Zeichen qua Konsum. Andererseits gilt es, sich in der hierarchischen Sozialstruktur und Werteordnung über das Erwerben höherwertiger Zeichen zu behaupten und aufzusteigen, was ebenfalls einen Zwang ausübt. Die Funktion des Individuums besteht darin, sein Begehren zur Differenzierung als „pauschale Manövriermasse" (Baudrillard, 2015, S. 109) und zusätzliche Produktivkraft auf erweiterter Stufenleiter nutzbar zu machen, um eine Realisierung des Mehrwerts der Produkte in der Distributionssphäre zu erzielen. Die andere Seite des Zwanges zur Differenzierung bildet das Versprechen der Konsumgüter auf abstraktes Glück und Seelenheil, das die Subjekte in ihren Bann zieht. Die fetischisierten Konsumprodukte transportieren die phantasmatische Vorstellung des individualistischen Glückes „jenseits von Geschichte und Moral" (Baudrillard, 2015, S. 259) und halten die Individuen so in der Passivität des Konsums, den sie als Chance auf eine abstrakte „individuelle Entfaltung" (Baudrillard, 2015, S. 120) begreifen.

Die Entscheidung oder Wahl wird mit dem Konsum ebenso institutionalisiert und trägt zur individualisierenden und psychologisierenden Subjektivierung bei. Bei Baudrillard dominiert zwar die Kritik an der Ideologie der Wahl, da sie eine wahrhaft freie, bedürfnisgemäße Konsumentscheidung impliziert, dennoch thematisiert er die Entscheidung als Praxisform. Die Praxis des Konsums kann auch als Individualisierungs- und Psychologisierungsagentur verstanden werden, da sie das Subjekt zahlreichen Wahlentscheidungen aussetzt. Mit Baudrillard lässt sich der Konsum als Zwang verstehen, unzählige Optionen zur sozialen Differenzierung (statt als Wahlmöglichkeiten im emphatischen Sinne) zu sondieren und wahrzunehmen, der sich ideologisch als eine „Mystik von individueller Wahl" (Baudrillard 2015, S. 106) präsentiert. Innerhalb dieser Ideologie ist das Subjekt aufgefordert, eigenverantwortlich und unter Rückbezug auf individuelle, innere Bedürfnisse aus diesen Optionen eine ihm größtmögliche Distinktion bietende Wahl zu treffen, in deren Folge es sich als autonom erfährt.

Worin besteht nun die Verbindung von Individualismus und psychischen Leiden? Ehrenberg hat besonders prominent das normative Gerüst von Individualität und Autonomie als Faktor der kulturellen Semantik des erschöpften Selbst und der psychischen Gesundheit ausgewiesen. Dabei hat er die sich als depressive Erschöpfung manifestierende Unfähigkeit, aktiv und autonom sein, als Leiden an der Norm der Selbstentfaltung gefasst. So schreibt er: „Seelische Gesundheit und psychisches Leiden sind mit dem autonomieorientierten

System wie folgt verbunden: Veränderungen unserer Art des Handelns in der Gesellschaft, symbolisiert durch die Vorstellung von Autonomie, finden Entsprechung in unserer Art, von diesen betroffen zu sein, symbolisiert durch die Vorstellung von psychischem Leiden" (Ehrenberg, 2021, S. 135). Innerhalb dieses Normengefüges wird seelische Gesundheit zur Basis der Fähigkeit, das eigene Leben autonom zu führen und damit Ausdruck einer „guten Sozialisierung" (Ehrenberg, 2021, S. 136). Psychische Erkrankungen erscheinen darin als Pathologien, „die letztlich individuelle Freiheit verhindern" (Ehrenberg, 2021, S. 132). Ihre große Prävalenz und Relevanz als kulturelle Semantik sind in den Kontext zu stellen, dass sie zum Gegenstand zahlreicher Diskurse werden, die auf „die Aufrechterhaltung der Sozialisierung in einer Welt" zielen, „in der die Fähigkeit, eigenständig zu entscheiden und zu handeln [...] zur Grundbedingung geworden ist" (Ehrenberg 2021, S. 134), zielen.

Baudrillards theoretischer Ansatz erhellt meines Erachtens, dass es dabei um eine Art der autonomen Selbstentfaltung geht, die ihrerseits selbst zeichenhaft vonstatten geht: Die vergesellschafteten Subjekte sind in der Logik des Konsums auf der Jagd nach symbolischen Hinweisen, die ihnen das Voranschreiten des Projekts der Selbstentfaltung in Abgrenzung zu anderen Individuen signalisieren, etwa in der Akkumulation von Bildungstiteln, Reisen oder ästhetischem Kapital. So gewinnt die Rede der Norm von Autonomie und Selbstentfaltung Konturen: Der Appell, man selbst zu sein, vollzieht sich unter dem Imperativ der Tauschwertvergesellschaftung. Das bedeutet nach Baudrillard, sich aus eigener Kraft in distinktiver Manier in das gesellschaftliche System der Zeichen einzufügen – unter Absehung des konkreten Individuums in seinen spezifischen sozialen Bindungen. Es handelt sich also um eine Anrufung zur verdinglichten Selbstentfaltung, da von der gesellschaftlich-historischen Einbettung des Individuums, seinen konkreten Beziehungen und sich darin bildenden Bedürfnissen und Wünschen abstrahiert wird. Das Leiden an den Anforderungen der Autonomie wird damit spezifiziert und historisiert und so die Gefahr vermieden, ein „anthropologisches" Unbehagen an der Freiheit zu suggerieren. Bei dem zentralen Referenzpunkt für eine Soziologie psychischer Leiden – Ehrenberg – ist hinsichtlich jener Normen und der Selbstentfaltung eine begriffliche Unschärfe zu konstatieren, die eine solche Deutung nährt. Die Gestalt der Selbstentfaltung bleibt bei Ehrenberg im Unbestimmten und wird abstrakt behauptet. So fasst er eine grundlegende These zur Gestalt des Leidens in und an Gesellschaft zum Beispiel wie folgt zusammen: „Die Depression ist die Krankheit des Individuums, das sich scheinbar von den Verboten emanzipiert hat, das aber durch die Spannung zwischen dem Möglichen

und dem Unmöglichen zerrissen wird. Wenn die Neurose das Drama der Schuld ist, so ist die Depression die Tragödie der Unzulänglichkeit. Sie ist der vertraute Schatten des führungslosen Menschen, der des Projekts, er selbst zu werden, müde ist und der versucht ist, sich bis zum Zwanghaften Produkten oder Verhaltensweisen zu unterwerfen" (Ehrenberg, 2015, S. 34). Offen bleibt gewissermaßen das „Material" der Gestaltung des eigenen Lebens, stattdessen wird abstrakt „die Fähigkeit des Individuums, sich aus eigenem Willen zu verändern, die Fähigkeit, AkteurIn der eigenen Veränderung zu sein" und „die individuelle Fähigkeit, als autonomes Selbst zu agieren" (Ehrenberg, 2021, S. 127–128) sowie das gegenstandslose Leiden an der „Last des Möglichen" (Ehrenberg, 2015, S. 304) akzentuiert. *Das Mögliche* wäre mit Baudrillard zu konturieren als die mannigfaltigen, verdinglichten Angebote der Konsumgesellschaft auf gesellschaftlichen Status und geschichtsloses, abstraktes Glück und Seelenheil.

Das Glücksgebot und Konsum

Das Gebot, die Fähigkeit auszuprägen, das eigene Glück zu suchen und zu finden, sich zu entfalten und stetig Optionen größeren Genusses zu sondieren, ist eng mit der Personalisierung verbunden und wird in *Die Konsumgesellschaft* an vielen Stellen beschrieben. Es lässt sich innerhalb des Baudrillardschen Denkens als Teil der Sozialisierung des*der Einzelnen zur Konsumtivkraft begreifen. Am pointiertesten drückt es dieser Abschnitt aus:

> *Umgekehrt, aber nach demselben Muster [des Puritaners, R. S.], begreift sich der Konsum-Mensch als jemand, der genießen muss, als ein Unternehmen des Genusses und der Befriedigung, mit der Pflicht, glücklich, verliebt, schmeichelnd/geschmeichelt, verführerisch/verführt, teilnehmend, euphorisch und dynamisch zu sein. Dies ist das Prinzip der Existenzmaximierung durch Vervielfachung der Kontakte und Beziehungen, durch intensiven Gebrauch von Zeichen und Objekten, durch systematisches Ausnutzen aller Genusspotenziale.*
> *(Baudrillard, 2015, S. 117)*

Ebenso wird das Subjekt im Rahmen einer „naiven Anthropologie" in der Konsumgesellschaft angesprochen als ein Wesen, das nach seinem Glück strebt, in dem es sich seinen natürlichen Bedürfnissen zuwendet und diese verfolgt. Damit ist diese Anthropologie auf „individualistischen Prinzipien" (Baudrillard, 2015, S. 73) gegründet: Frei von jedweder historischen, politischen und damit kollektiven Einbettung wird eine Monade behauptet, die nach der Befriedigung ebenso unhintergehbarer, auf der Wahrheit ihrer natürlichen Innerlichkeit beruhender Bedürfnisse trachtet.

In der Literatur zu psychischen Leiden ist die Norm der individuellen Glückseligkeit durch Selbstentfaltung ein zentrales Motiv. So zeigen etwa Eva Illouz und Edgar Cabanas in ihrer Studie zum Glücksdiskurs der positiven Psychologie auf, wie das Erreichen individuellen Glücks zu einem zentralen Orientierungspunkt der Lebensführung des Subjekts wird. Sie stellen dabei dar, wie sich Glück als Zielvorstellung mit dem Aufruf zur permanenten Arbeit am Selbst verschränkt, da es in der gegenwärtigen Vorstellung „als eine Geisteshaltung, die sich willentlich herbeiführen lässt, als Resultat der Mobilisierung unserer inneren Stärken und unseres ‚wahren Selbst'" (Illouz & Cabanas, 2019, S. 11) gilt. Zudem wird im Glücksdiskurs ein glückliches Ich zum Ausweis von Tugendhaftigkeit, Güte und Normalität gemacht. Glück avanciert dabei zu einer Norm und forciert eine Reihe von Praxen der Führung des Subjekts, die auf einer erfolgreichen emotionalen Selbstregulation beruhen und zu einer glücklicheren, authentischen und besseren Version des Selbst führen sollen. Damit beruht die Orientierung am Glück als Projekt der Selbstentfaltung auf der Behauptung eines konstitutiven Mangels des Subjekts als *noch nicht vollständig* verwirklicht und glücklich. Dies institutionalisiert nach Illouz und Cabanas paradoxerweise das Gefühl von persönlicher Unzulänglichkeit: Das Gebot des Glücks produziere ständig „Erzählungen von Leid und grundsätzlicher Unvollständigkeit" (2019, S. 166), pathologisiere negative Gefühle und Erfahrungen sowie nicht auf Selbstentfaltung ausgerichtete Lebensmodi und impliziere Potenziale der Erschöpfung aufgrund der Anforderungen an die Selbstoptimierung als Arbeit am Glück und die emotionale Regulation. Eine ähnliche Argumentation findet sich auch in einem Beitrag von Elisabeth Mixa, die den Zwang zum Genießen und Glücklich-Sein im Wellness-Diskurs thematisiert und unter anderem auf den Authentizitätsdruck und das daraus resultierende Gefühl von Unzulänglichkeit hinweist (2015).

Baudrillards Perspektive kann insofern für diese Art der Theoretisierung von psychischem Leid interessant sein, als der Imperativ zum Genießen in der Struktur des Konsums als einem grundlegenden Vergesellschaftungsmodus bereits angelegt ist und spezifische Diskurse, wie jene der positiven Psychologie oder der Wellness, auf dem Substrat des Systems des Konsums sprießen. Dieser Sozialisationsmodus im Zeichen der Disziplinierung zur Konsumtivkraft disponiert so das Subjekt, sich stets danach zu befragen, inwieweit es bereits alle Möglichkeiten zur „Existenzmaximierung" ausgeschöpft hat. Das Glücksgebot, das Baudrillard der Konsumgesellschaft zuspricht, bedingt den Zwang, sich ständig auf die eigene seelische Situation hin zu befragen und ist damit ein Exponent der therapeutischen Erzählung. Auch hier lässt sich die konsumtive Logik in der Hinsicht

anwenden, dass im Modus des Konsums stets eine differenzielle Skala des Glücks angelegt wird, die ständig optimierbar ist und bestimmte Zeichen des Glücks in Abgrenzung zu anderen getragen werden. Zudem ist für den Zusammenhang der seelischen Erschöpfung hierbei interessant, dass mit einer Baudrillardschen Perspektive sämtliche kulturellen Produkte ungeachtet ihrer konkreten Beschaffenheit an das Subjekt mit dem Anspruch herantreten, durch deren Konsum für sein Glück zu sorgen und sich als Chance zur differenziellen Selbstentfaltung präsentieren. Gleichzeitig relativieren sich die unzähligen Angebote zur Distinktion und Selbstentfaltung, da sie nur in Bezug zu anderen konsumtiven Zeichen ihre Bedeutung erfahren. Das Subjekt leidet in dieser Logik an seiner Unfähigkeit, die Zeichen des Glücks zu akkumulieren und erschöpft an den endlosen Möglichkeiten zur Selbstentfaltung, die ihm die zur Ware gewordenen kulturellen Produkte verheißen. Ein Gemütszustand, der vom Glück abweicht, erscheint als individuell verschuldeter, pathologischer Mangel, an dem therapeutisch gearbeitet werden muss, und es gilt in Konkurrenz mit anderen Subjekten noch eindeutigere Zeichen des Glücks zu akkumulieren.

Therapeutisierung qua Konsum

Ein weiterer Aspekt der Konsumgesellschaft nach Baudrillard, der mit dem Gebot der Existenzmaximierung im Zeichen der Disziplinierung zur Konsumtivkraft zusammenhängt, ist eine Zurichtung des Subjekts, die er als „Mystik der Fürsorge" (Baudrillard, 2015, S. 233) bezeichnet. Infolge dieser wird das Individuum von der gesellschaftlichen Anrufung „behandelt [...] als potenziell Kranke[s] (Baudrillard, 2015, S. 245). Zudem beschreibt er einen auf die Maximierung der Gesundheit ausgerichteten „Medizinkult", der den Subjekten zu Glückseligkeit und Prestige verhelfen soll. Diese Diagnose einer „therapeutische[n] Gesellschaft" (Baudrillard, 2015, S. 245) ist jedoch in einen Zusammenhang zu stellen mit einer

Das Subjekt leidet in dieser Logik an seiner Unfähigkeit, die Zeichen des Glücks zu akkumulieren und erschöpft an den endlosen Möglichkeiten zur Selbstentfaltung, die ihm die zur Ware gewordenen kulturellen Produkte verheißen.

von Baudrillard konstatierten, den gesamten Alltag durchziehenden informellen Kommunikation der „Nähe, Intimität und persönlichen Aufmerksamkeit", die in erster Linie die Sprache der Werbung und Dienstleistungen prägt. Diese substituiert die verlustig gegangenen „zwischenmenschlichen Beziehungen" (Baudrillard, 2015, S. 236) und funktioniert ganz in der Logik des Konsums als „ein System der Produktion [...] von menschlichen Beziehungen" (Baudrillard, 2015, S. 238).

Die gesamtgesellschaftliche Sorge um das Wohlbefinden des Subjekts und ihre korrespondierenden therapeutischen Interventionen und Diskurse werden nach Baudrillard ins Werk gesetzt durch einen historischen Prozess der Tauschwertvergesellschaftung, im Zuge dessen das Individuum aus seinen sozialen Bindungen herausgelöst und vereinzelt wird. Die Zurichtung zur Konsumtivkraft als erweiterte Kontrolle der Produktivkräfte der Gesellschaft restituiert mittels der Therapeutisierung die Verlustig gegangene *Soziabilität* der Subjekte. Effekt dessen ist, dass die Subjekte „die Fähigkeit" bewahren, „'Kontakte zu knüpfen', eine Beziehung zu unterhalten, sich auszutauschen, den sozialen Stoffwechsel zu steigern" (Baudrillard, 2015, S. 249) bewahren. Man kann Baudrillard derart deuten, dass jene Soziabilität ein zentrales Fundament der konsumistischen Lebensweise darstellt, insofern diese Lebensweise durch das Begehren eines sozialen Sinns mittels Distinktion angetrieben wird und damit die Realisierung des Tauschwerts mittelbar von ihrem Bestehen abhängt.

Die Beschreibungen der *Mystik der Fürsorge* sowie des *Medizinkults* erinnern dabei an Ansätze, die therapeutisierende Subjektivierungen untersuchen und mit psychischem Leid in Verbindung bringen. Unter Therapeutisierung ist dabei zusammengefasst ein diskursiver sowie praktischer Prozess zu verstehen, in dessen Zuge körperliche wie psychische Gesundheit als Ausdruck von Normalität zu einer Qualität wird, an der stetig mittels psychologischen Fremd- und Selbsttechniken gearbeitet werden soll (Anhorn & Batzereit, 2016). Die therapeutische Sorge zielt auf die autonome Handlungsfähigkeit und Authentizität des Subjekts. Sie wird damit ausgeweitet auf jede*n und die Psyche als ein Ort von tiefer innerer Wahrheit konstruiert, den es durch entsprechende Techniken zu entschlüsseln gilt. Therapeutisierung beschreibt dabei auch, wie vormals banalen individuellen Befindlichkeiten ein Krankheitswert zugeschrieben wird, an denen im Sinne des individuellen Wohlergehens gearbeitet werden muss (Rau, 2010). Dabei handelt es sich um eine entpolitisierende und individualisierende Anrufungsform, die die Ursachen des Leids von gesellschaftlichen Zwängen und Konflikten auf „defizitär erscheinende psychische Disposition"

(Rau, 2016, S. 660) des Individuums verschiebt und damit individuelle Therapie als Lösung gesellschaftlicher Probleme erscheinen lässt. Illouz hat in diesem Zusammenhang betont, dass durch die therapeutische Erzählung der Selbsthilfe psychisch interpretiertes Leid, wenn nicht hervorgebracht, so doch mindestens institutionalisiert wird, da der performativen Bearbeitung traumatischer Leiderfahrungen ein identitätskonstituierender Effekt beigemessen wird. Die Überwindung einer solchen Leiderfahrung führe gemäß dem Narrativ zu einem persönlichen Wachstum, zur Überwindung eines unterschiedlich definierten individuellen inneren Mangels und letztlich zur Erreichung von Gesundheit (Illouz, 2009).

Mit Baudrillard ließen sich damit die gesellschaftlich dominante Semantik psychischer Gesundheit und ihr Eingriffspunkt – das (potenziell) erschöpfte Selbst – aus dem materiellen Prozess des Konsums heraus verstehen. Die Therapeutisierung und ihre Diskurse, die psychisches Leiden als zentralen Bezugspunkt der Identität institutionalisieren und die Sorge um die Aufrechterhaltung und Förderung „seelischer" Kompetenzen der Selbstführung und Emotionskontrolle transportieren, sind damit angetrieben durch das Konsumsystem. In diesem garantiert nur ein vor allem psychisch „gesundes" Subjekt, das im Rahmen seiner Selbstentfaltung weiter begehrt, aspiriert und damit konsumiert wird. Das erschöpfte Selbst, das nichts mehr begehrt bzw. nicht mehr kann, wird so zum Negativbild der Konsumgesellschaft und zum Interventionspunkt gesellschaftlicher Macht.

Konsuminduzierte Selbstoptimierung und Konkurrenz

Im Folgenden wird das Konsumsystem nach Baudrillard – verschränkt mit den oben dargelegten Prozessen der Subjektivierung – als ein wesentlicher Faktor der steten Selbstoptimierung sowie als in der materiellen Struktur der Gesellschaft verankerte Subjektivierungsinstanz des unternehmerischen Subjekts gefasst. Der Appell zur unternehmerischen Lebensführung wurde besonders prominent von Ulrich Bröckling herausgearbeitet. Diese besteht im Wesentlichen darin, „das Leben um das entrepreneuriale Verhaltensmodell herum zu organisieren" (Bröckling, 2021, S. 46). Sämtliche Lebensbereiche sollen dem Ideal des unternehmerischen Selbst zufolge in dem Sinne vermarktlicht werden, dass im Rahmen eines Modus von Wettbewerb und Konkurrenz ständig investiv, proaktiv und eigenverantwortlich nach Selbstverbesserung, Optimierung und persönlichem Wachstum gestrebt wird (Bröckling, 2019). Erschöpfung, die sich in Burnout oder Depression ausdrückt, lässt sich mit Bröckling als Teil der „Friktionen", „Gegenströmungen" oder „Haltungen des

Sich-Absetzens" (Bröckling, 2019, S. 288) dieses Subjektivierungsregimes begreifen. Auch für andere Autor*innen, die sich mit psychischen Leiden beschäftigen, sind die Folgen einer auf Selbstökonomisierung und Optimierung ausgerichteten Lebensführung zentral (Neckel & Wagner, 2013; Voss & Weiß, 2013 oder King, Gerisch & Rosa, 2021). Bröckling führt dies wie folgt aus:

> *Das unternehmerische Selbst ist ein ‚erschöpftes Selbst'. Weil die Anforderungen unabschließbar sind, bleibt der Einzelne stets hinter ihnen zurück, weil der kategorische Komparativ des Marktes einen permanenten Ausscheidungswettkampf in Gang setzt, läuft er fortwährend Gefahr, ausgesondert zu werden […]. Nicht alle sind in der Lage, diesem Druck standzuhalten, und niemand ist es immer. Das Regime des unternehmerischen Selbst produziert deshalb mit dem Typus des smarten Selbstoptimierers zugleich sein Gegenüber: das unzulängliche Individuum. (Bröckling, 2019, S. 289)*

Es lässt sich aus Baudrillardscher Perspektive grundlegend argumentieren, dass der Konsum das Subjekt einer unbegrenzten Konkurrenz aussetzt, die es zu einer unternehmerischen Lebensführung und unaufhörlichen Arbeit am Selbst drängt und damit spezielle Diskurse des unternehmerischen Selbst untermauert sowie an seinen leidvollen Effekten und Semantiken der Erschöpfung beteiligt ist. Der Konsum führt zu einem grundlegenden Ungenügen, das Baudrillard als „psychologische Pauperisierung" (Baudrillard, 2015, S. 95) umschreibt. Diese besteht in der oben schon angerissenen grundlegenden Erfahrung des Mangels in der Konsumgesellschaft, die auf einem Widerspruch zwischen Produktions- und Konsumsystem gegründet ist. So übertrifft die unbegrenzte „Differenzierung der gesellschaftlichen Nachfrage nach Prestige" (Baudrillard, 2015, S. 95) die beschränkte Differenzierung der tatsächlichen Produkte. Die relative Knappheit gesellschaftlicher Güter und damit objektiver Chancen zur Realisation der Aspirationen auf Status und Distinktion führt so zu einer „generalisierten Konkurrenz" (Baudrillard, 2015, S. 96). Der Modus der Konkurrenz ist dabei zweigliedrig: Zum einen geht es auf der bewussten Ebene um den Kampf nach den strukturell knappen symbolischen Zeichen, die Prestige versprechen. Zum anderen wird das Individuum unbewusst durch die warenförmige Kommunikation vor allem in der Werbung unablässig aufgefordert, sich in der gesamten hierarchischen Sozialordnung zu verorten, sich seines Werts durch persönlichen Status in der Aneignung der entsprechenden Produkte zu versichern. Ein bedeutsames Moment dieser Konkurrenz durch die Jagd nach Zeichen ist Baudrillard zufolge, dass besessene Zeichen in Gestalt von Produkten, Titeln,

Körperformen oder Reisen jeweils durch andere Zeichen in ihrem Wert relativiert werden, mit denen das Subjekt stets in der alltäglichen Kommunikation konfrontiert ist. Die Unabschließbarkeit der Arbeit am Selbst, die bei Bröckling zentral ist, ist damit bereits in die zeichenhafte Struktur des Konsums eingelassen. Der strukturelle Mangel disponiert es zur erneuten, konkurrenzgetriebenen Reinvestition seiner Kräfte in die Bemächtigung der Glücks- und Statussymbole. Die Konkurrenz ist ebenso zentral für den Zusammenhang der oben skizzierten Selbstentfaltung in der Logik des Konsums. Diese erfolgt innerhalb eines konkurrenzbasierten Modus, in dem das Subjekt sein Begehren nach Differenzierung nur vorläufig stillt, wenn es sich beim Kampf um die Zeichen behauptet.

Die konkurrenzgetriebene, sich leiblich manifestierende Selbstoptimierung in der Logik des Konsums wird von Baudrillard anhand von auf den Körper zielenden Praktiken beschrieben. Er führt aus, wie der Körper infolge der Ausbreitung des Konsumsystems fetischisiert wird und sich in eine Form von Kapital verwandelt. Der Körper wird narzisstisch besetzt und seine Ästhetisierung zum gesellschaftlichen Zeichen von Prestige, Erwähltheit und Glück. Baudrillard spricht auch von einer „Investitionsarbeit" (Baudrillard, 2015, S. 193), die das Subjekt in Gestalt von sportlichen, modischen, hygienischen oder medizinischen Praktiken leisten muss, um sich im Statuskampf zu bewähren. Das Selbst, sein Körper und seine Innerlichkeit, werden durch die gesellschaftlichen Anrufungen des Konsums zum Fixpunkt der „Begehrenskraft" (Baudrillard, 2015, S. 199). Dieser strukturelle Narzissmus, der zur Arbeit am Selbst anregt und in der Theorie der Konsumgesellschaft neben dem Körper auch in Bezug auf die Personalisierung Gegenstand der Betrachtung ist, kann mit Baudrillard als Funktion des produktivistischen Systems verstanden werden: „Das Individuum muss sich selbst als Objekt begreifen, als das schönste unter den Objekten und als wertvollstes Tauschmaterial, damit sich auf der Ebene des dekonstruierten Körpers [...] ein profitorientierter ökonomischer Prozess etablieren kann" (Baudrillard, 2015, S. 199).

Baudrillard deutet im Kapitel zur *Ermattung* an, dass die unentrinnbare konsuminduzierte Konkurrenz aus sich heraus bereits einen psychischen Leidensdruck evoziert und ermüdet: „Die Helden des Konsums sind müde" (Baudrillard, 2015, S. 268). Die Erschöpfung begreift er analog zu Bröckling als „eine Reaktion in Form einer passiven Verweigerungshaltung, die der moderne Mensch diesen Existenzbedingungen entgegensetzt" (Baudrillard, 2015, S. 268). Man kann Baudrillard so verstehen, dass die Verheißungen von Glück und Prestige bzw. die Drohungen der Entwertung durch Stillstand und Relativierung und den ständigen Vergleichsdruck das

> **Diese [Selbstentfaltung] erfolgt innerhalb eines konkurrenzbasierten Modus, in dem das Subjekt sein Begehren nach Differenzierung nur vorläufig stillt, wenn es sich beim Kampf um die Zeichen behauptet.**

Subjekt zur Einbringung sämtlicher Kräfte für die Selbstoptimierung und zum Streben nach verdinglichter Anerkennung anregen. Die konsumgetriebene Subjektproduktion löst das Subjekt aus jedweder kollektiven historisch-politischen Bedingtheit mitsamt seiner Konflikthaftigkeit heraus und ist an seiner Konstituierung als eigenverantwortlich und autonom beteiligt. So ist dieses beim Scheitern im gesellschaftlichen Wettbewerb um Prestige und dem Streben nach Glück auf sich selbst zurückgeworfen und dem Gefühl der Unzulänglichkeit ausgesetzt.

Das Andere des Konsums und offene Fragen

Diese Arbeit hat sich der Frage gewidmet, inwieweit der Vergesellschaftungsmodus des Konsums nach Baudrillard zum Verständnis der Verbreitung psychischer Leiden in der Gegenwart beitragen kann. Zunächst wurde das Baudrillardsche Grundverständnis der Konsumgesellschaft dargestellt. Daraufhin erfolgte im nächsten Teil die Theoretisierung des Konsums als in der materiellen Struktur der Gesellschaft verankerte Praxis einer Subjektivierung, die bestimmte normative Anforderungen an das Subjekt stellt sowie es in ein semantisches Netz der Innerlichkeit und psychischen Gesundheit einspannt. Damit bringt diese Subjektivierung ein historisches Leiden hervor, bei dem sich das Subjekt als unzulänglich, erschöpft und überfordert empfindet. Die Baudrillardsche Argumentation wurde in den Kontext prominenter Ansätze der Virulenz psychischer Leiden gestellt. Es konnte gezeigt werden, wie das Konsumsystem an einer individualisierenden und therapeutisierenden Subjektivierung beteiligt ist, im Zuge derer das Individuum zu eigenverantwortlichem Handeln aufgerufen ist, sich selbst verwirklichen und Glückseligkeit erlangen soll. Selbstentfaltung, Glück und Autonomie wurden dabei bestimmt als Normen, die im Zeichen der Disziplinierung zur Konsumtivkraft als einer erweiterten Kontrolle der gesamtgesellschaftlichen Produktivkräfte

stehen. Sie werden dabei vom Begehren eines sozialen Sinns getragen, das nur vorläufig über das Konsumieren der von gesellschaftlichen Produkten verkörperten Zeichen des Prestiges und Glücks gestillt und durch die Relativierung der Zeichen ständig neu entfacht wird. Die Sorge um das potenziell kranke Subjekt wurde ebenfalls in den Kontext des Konsums gestellt. Darüber hinaus wurde im Anschluss an bestehende Ansätze zur Erschöpfung aufgezeigt, dass der Konsum eine stetige Arbeit am Selbst unter Bedingungen allgegenwärtiger Konkurrenz induziert. Beispielhaft wurde mit Baudrillards Schlaglichtern auf die Konsumgesellschaft gezeigt, wie sich die unternehmerische Lebensführung der Selbstoptimierung, angetrieben von der konsumtiven Logik des Statuskampfes und der Jagd nach den Symbolen des Glücks, in Körperpraktiken niederschlägt und das Subjekt so auszehrt.

Baudrillard hat mit *Die Konsumgesellschaft* vieles vorweggenommen, was auch heute unsere Gesellschaften bzw. die soziologische Diskussion darüber prägt. Mit Scharfsicht hat er die konkurrenzielle Konsumlogik antizipiert, die heute mit Andreas Reckwitz (2019) wohl meist den Angehörigen der sog. *neuen Mittelklasse* im Zuge ihrer *investitiven Statusarbeit* zugeschrieben werden dürfte. Zudem hat er mit seiner Analyse der Konsumgesellschaft ein gesellschaftliches Verhalten beschrieben, das als Vorgriff auf den in *Die feinen Unterschieden* erarbeiteten Bourdieuschen Begriff der *Distinktion* (1984 [1979]) zu werten ist, und ihm ein wert- und gesellschaftstheoretisches Fundament verliehen, das Arbeiten, die aus kritisch-emanzipatorischer Perspektive und mit einer Bourdieuschen Linse auf Gesellschaft blicken, auch heute noch spannende Impulse liefern könnte.

Eine offene Problematik der Arbeit besteht darin, dass eine Diskussion der Kompatibilität von Baudrillards Theorie und subjektivierungstheoretischen Ansätzen nicht erfolgen konnte. Baudrillards Thesen zum Verhältnis der gesellschaftlichen Imperative und dem Subjekt sowie den daraus erwachsenden Leiden sind von einem marxistischen, polit-ökonomischen und ideologiekritischen Zugang geleitet, der mit den subjektivierungstheoretischen Ansätzen zwar in dem grundlegenden Impetus übereinstimmt, dass gesellschaftliche Verhältnisse das Individuum durchdringen und prägen. Er vertritt jedoch die Auffassung, dass das Subjekt in seiner Autonomie von durch die Produktionsordnung bedingten, gesellschaftlichen Imperativen beschnitten und gehemmt wird. Er bemüht somit einen entfremdungstheoretischen Blick auf Machtverhältnisse, der diese als zuvorderst herrschaftlich, linear und repressiv begreift, während subjektivierungstheoretische Ansätze im Anschluss an Foucault dezentralen und heterogenen Machtdiskursen und -praktiken die Rolle

zusprechen, ein bestimmtes handelndes Subjekt überhaupt erst hervorzubringen und diese somit auch als produktiv und ermöglichend auffassen. Insofern sind beide Theorielinien sicherlich nicht reibungslos miteinander vereinbar.

Ein weiterer Aspekt, der im Beitrag nicht ausreichend beleuchtet werden konnte, ist die sozialstrukturelle bzw. Klassendimension bestimmter psychischer Leiden wie der Depression, die man mit Baudrillard beleuchten könnte und die gleichsam Licht auf einen alternativen Weltaneignungsmodus zum Konsum werfen könnte. So weist er klassentheoretisch darauf hin, dass „nur einige Wenige die autonome, rationale Logik der Elemente ihrer Umwelt beherrschen" (Baudrillard 2015, S. 88) und damit nicht zur bloßen konkurrenzgetriebenen und rastlosen Rezeption der Zeichen gezwungen sind, sondern Aneignungsformen kultureller Produkte ausprägen können, in denen Genuss und Bedürfnis nicht suspendiert sind. Dies passt gut damit zusammen, dass zahlreiche Studien zeigen konnten, dass Menschen, die Prekarität und Armut ausgesetzt sind, deutlich häufiger an einer psychischen Krankheit leiden (RKI, 2021). Bestimmte Klassenpositionen eröffnen möglicherweise das Potenzial einer gewissen Losgelöstheit von der fetischistischen Konsumlogik, andere forcieren es. Hierin ist auch der utopische emanzipatorische Horizont zu sehen, den Baudrillard verstreut über das ganze Werk andeutet: Das Andere des Konsums wäre ein sinnlich-rezeptiver Umgang mit der Objektwelt, in dessen Zuge der Besonderheit des einzelnen Gutes in seiner Aneignung Rechnung getragen wird und in einem Prozess der Anverwandlung desselben seine spezifischen Qualitäten genossen werden könnten. Die Verwirklichung dieser Vision hätte jedoch die Aufhebung der Klassenherrschaft, ihrer Ungleichheit und ihrer fetischistischen sozialen Formen zum Ausgangspunkt.

LITERATUR

Anhorn, R. & Balzereit, M. (2016). Die „Arbeit am Sozialen" als „Arbeit am Selbst" – Herrschaft, Soziale Arbeit und die therapeutische Regierungsweise im Neo-Liberalismus: Einführende Skizzierung eines Theorie- und Forschungsprogramms. In Dieselben (Hrsg.), *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit* (S. 3–206). Springer VS.

BAuA (2020). *Stressreport Deutschland 2019. Psychische Anforderungen, Ressourcen und Befinden.* Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin.

Baudrillard, J. (2015). *Die Konsumgesellschaft. Ihre Mythen, ihre Strukturen.* Springer VS.

Bourdieu, P. (1984 [1979]). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* 3. Auflage, Suhrkamp.

Bröckling, U. (2013). Der Mensch als Akku, die Welt als Hamsterrad. Konturen einer Zeitkrankheit. In S. Neckel & G. Wagner (Hrsg.), *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft* (S. 179–200). Suhrkamp.

Bröckling, U. (2019). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform.* 7. Auflage, Suhrkamp.

Bröckling, U. (2021). Das Subjekt auf dem Marktplatz, das Subjekt als ein Marktplatz. In V. King, B. Gerisch, & H. Rosa (Hrsg.), *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche* (S. 43–61). Suhrkamp.

Coelsch-Foisner, S. & Herzog, C. (Hrsg.) (2021). *For Sale! Kommodifizierung in der Gegenwartskultur.* Winter.

DGPPN (2019). *Factsheet Psychiatrie. Zahlen und Fakten der Psychiatrie und Psychotherapie.* https://www.dgppn.de/_Resources/Persistent/154e18a8cebe41667ae22665162be21ad726e8b8/Factsheet_Psychiatrie.pdf

Ehrenberg, A. (2015). *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart.* 2. Auflage, Campus.

Ehrenberg, A. (2021). Die zwei Bedeutungen der Konzeption von sozialer Pathologie: Überlegungen zu einer Anthropologie des Unbehagens in der individualistischen Gesellschaft. In V. King, B. Gerisch, & H. Rosa (Hrsg.), *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche* (S. 122–138). Suhrkamp.

Fuchs, T.; Iwer, L. & Micali, S. (2018). Einleitung. In Dieselben (Hrsg.), *Das überforderte Subjekt. Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft* (S. 7–26). Suhrkamp.

Graefe, S. (2019). *Resilienz im Krisenkapitalismus.* Transcript.

Horkheimer, M. (2011 [1937]). Traditionelle und kritische Theorie. In Derselbe (Hrsg.), *Traditionelle und kritische Theorie* (S. 205–260). 7. Auflage, Fischer.

Illouz, E. (2009). *Die Errettung der modernen Seele. Therapie, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe.* 3. Auflage, Suhrkamp.

Illouz, E. (2018). *Warum Liebe endet. Eine Soziologie negativer Beziehungen.* Suhrkamp.

Illouz, E. & Cabanas, E. (2019). *Das Glücksdiktat. Und wie es unser Leben beherrscht.* Suhrkamp.

King, V.; Gerisch, B. & Rosa, H. (2018). Einleitung: Lost in Perfection – Optimierung zwischen Anspruch und Wirklichkeit. In Dieselben (Hrsg.), *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche* (S. 7–24). Suhrkamp.

Lukács, G. (1988 [1923]). *Geschichte und Klassenbewusstsein. Studien über marxistische Dialektik,* 8. Auflage, Luchterhand.

Marcuse, H. (2014 [1967]). *Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft.* Zu Klampen.

Micali, S. (2018). Depression in der unternehmerischen Gesellschaft. In T. Fuchs, L. Iwer, & S. Micali. (Hrsg.), *Das überforderte Subjekt. Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft* (S. 80–114). Suhrkamp.

Mixa, E. (2015). I feel good! Über Paradoxien des Wohlfühl-Imperativs im Wellness-Diskurs. In E. Mixa, S. M. Pritz, M. Tumeltshammer & M. Greco (Hrsg.), *Un-Wohl-Gefühle* (S. 95–132). Transcript.

Neckel, S. & Wagner, G. (2013). Einleitung: Leistung und Erschöpfung. In Dieselben (Hrsg.), *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft* (S. 7–26). Suhrkamp.

Rau, A. (2010). *Psychopolitik. Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft.* Campus.

Neckel, S. & Wagner, G. (2016). Die Regierung der Psyche – Psychopolitik und die Kultur des Therapeutischen in der neoliberalen Gesellschaft. In R. Anhorn & M. Balzereit (Hrsg.), *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit* (S. 647–666). Springer VS.

Reckwitz, A. (2019). *Das Ende der Illusionen: Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne.* Suhrkamp.

Reckwitz, A. (2020). *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne.* Suhrkamp.

RKI (2021). *Psychische Gesundheit in Deutschland.* RKI.

Schrage, D. (2009). *Die Verfügbarkeit der Dinge: eine historische Soziologie des Konsums.* Campus.

Streek, W. (2015). *Gekaufte Zeit: Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus.* Suhrkamp.

Strehle, S. (2012). *Zur Aktualität von Jean Baudrillard. Einführung in sein Werk.* Springer VS.

Voß, G. & Weiß, C. (2013). Burnout und Depression – Leiterkrankungen des subjektivierten Kapitalismus oder: Woran leidet der Arbeitskraftunternehmer? In S. Neckel & G. Wagner (Hrsg.), *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft* (S. 29–57). Suhrkamp.

ZUM AUTOR

Robin Sachsenröder studiert Soziologie im Master an der Goethe-Universität Frankfurt und ist dort studentischer Mitarbeiter am Lehrstuhl für Umweltsoziologie. Seine Interessenschwerpunkte liegen auf dem Zusammenhang von (Lohn-)Arbeit, Leiden und Autoritarismus im Lichte materialistischer Gesellschaftstheorie und gesellschaftlicher Naturverhältnisse.

An dem Beitrag haben folgende Redaktionsmitglieder mitgearbeitet: **Nils Haacke, Jule Haas** und **Leon Wörmann**.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

PERSPEKTIVE

Der Praxis- und Handlungsbegriff im Vergleich

Eine Gegenüberstellung der Sozialtheorien von Pierre Bourdieu und Bruno Latour

von Corina Theresa Schwarz

abstract

Dieser Artikel untersucht die unterschiedlichen Konzeptionen von Handlung und Praxis bei den französischen Soziologen Pierre Bourdieu und Bruno Latour. Während Bourdieu mit seiner Theorie der Praxis eine dialektische Brücke zwischen individuellen Dispositionen (Habitus) und sozialen Strukturen schlägt, verschiebt Latour in seiner Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) den Fokus auf Netzwerke, in denen sowohl menschliche als auch nicht-menschliche Akteure[1] handeln. Diese Arbeit untersucht, wie bei beiden das Konzept von Handlung und Praxis als Theoriekern mit ihren jeweiligen gesellschaftspolitischen Anliegen – bei Latour die ökologische Krise, bei Bourdieu soziale Ungleichheiten – verknüpft ist und inwieweit diese unterschiedlichen Konzeptionen die grundlegenden theoretischen Differenzen ihrer Ansätze sichtbar machen. Der Theorievergleich anhand der Begriffe Handlung und Praxis zeigt, dass Bourdieu soziale Ungleichheit durch strukturierte Praxis verdeutlicht, während Latour Handlung als Netzwerk versteht, welches ökologische Abhängigkeiten aufzeigt.

Schlagwörter

Handlung; Praxis; Theorienvergleich; soziale Ungleichheit; Klimakrise

Soziologiemagazin, Jg. 17 (2024), Heft 2 (erschienen: 09/2025)

Einleitung

Die Frage, wie menschliches Handeln in der sozialen Welt zu verstehen ist, gehört zu den zentralen Herausforderungen der Soziologie. Zwei bedeutende Denker, die sich diesem Thema widmeten, sind die französischen Soziologen Pierre Bourdieu (*1930, †2002) und Bruno Latour (*1947, †2022). Ihre Theorien bieten radikal unterschiedliche Ansätze, um das Verhältnis von Struktur, Akteur und Handlung zu beschreiben. Während Bourdieu mit seinem Konzept des Habitus und der Praxis eine Brücke zwischen individuellen Dispositionen und gesellschaftlichen Strukturen schlägt, verschiebt Latour mit seiner Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) den Fokus hin zu Netzwerken, in denen sowohl menschliche als auch nicht-menschliche Akteure eine Rolle spielen. Diese Arbeit untersucht, wie Bourdieu und Latour in ihrem gemeinsamen Bezug auf das Konzept der Handlung bzw. Praxis unterschiedliche Verwendungen und Definitionen dieses Begriffspaares wählen, wobei ein fundiertes Verständnis dieser Differenzierung entscheidend für die Frage wird, ob und wie ihre variierenden Auffassungen von Handlung und Praxis zu divergierenden Anwendungen ihrer Sozialtheorien führen.

Bourdieu und Latour suchen im Bezug auf die Praxis bzw. Handlung als zentralen Baustein ihrer jeweiligen Sozialtheorie eine Möglichkeit zur Überwindung bzw. Auflösung einer Trennung, die sie als Trugschluss ansehen. Während das für Bourdieu das autonome Subjekt von der strukturierten Gesellschaft ist, ist es für Latour der Mensch von allem Nicht-Menschlichen. Es stellt sich die Frage, wie das gemeinsame Bezugskonzept der Praxis bzw. Handlung zu zwei so fundamental unterschiedlichen Sozialtheorien führen kann. Auf den ersten Blick mag diese Frage naiv erscheinen, da bekannt ist, dass praxeologische und handlungstheoretische Ansätze in der Soziologie eine große Bandbreite aufweisen. Doch wenn Praxis und Handlung als verbindendes Konzept beider Theorien betrachtet werden, bietet eine detaillierte Analyse der jeweiligen Interpretationen Einblicke in die grundlegenden Unterschiede ihrer Ansätze. Zur Klärung wird die Analyse in zwei Teilbereiche gegliedert.

Der erste Teil der Arbeit untersucht, wie der Bezug auf das Konzept der Handlung und Praxis als theoretischer Kern bei Bourdieu und Latour mit ihrem jeweiligen Fokus auf spezifische gesellschaftliche Aspekte verknüpft ist – bei Bourdieu soziale Ungleichheiten, bei Latour die ökologische Krise. Im Zuge dessen findet auch ein Überblick über vergleichende Literatur statt. Darüber hinaus wird das theoretische Verständnis der Arbeit dargelegt und die gewählte Methodik sowie die Literaturauswahl begründet. Im zweiten Teil wird untersucht, wie die verschiedenen Konzeptionen von Handlung und Praxis konkret

gestaltet sind und in welchem Maße sie die grundlegenden Differenzen der beiden Sozialtheorien sichtbar machen. Dies erfolgt durch eine Auseinandersetzung mit den beiden Schlüsselwerken der Sozialtheorien, wobei besonderes Augenmerk auf die Begriffsverwendung von Praxis und die damit verbundene Terminologie gelegt wird. Im Fazit werden die beiden Konzeptualisierungen einander gegenübergestellt. Ziel ist es, ein besseres Verständnis der Verbindung des theoretischen Kerns mit den gesellschaftspolitischen Implikationen der Theorien zu ermöglichen und zugleich den grundlegenden Unterschied zwischen den Ansätzen der beiden Theoretiker aufzuzeigen.

Die Rolle der Praxis- und Handlungskonzeptionen im Fokus auf soziale Ungleichheiten oder die ökologische Krise

Pierre Bourdieu und Bruno Latour: Zwischen Gemeinsamkeiten und Unterschieden

Bruno Latour und Pierre Bourdieu sind zwei bedeutende Soziologen der letzten Jahrzehnte, deren Theorien und Ansätze sich auf den ersten Blick grundlegend unterscheiden. Latour, bekannt für seine ANT, betont die symmetrische Betrachtung von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren in sozialen Netzwerken. In seinem Hauptwerk *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie* (2007) argumentiert er, dass soziale Phänomene nicht nur durch menschliche Interaktionen, sondern auch durch materielle Objekte und Technologien geformt werden. Seine Theorie kritisiert die ‚traditionelle Soziologie' dafür, dass sie nicht-menschliche Faktoren oft ignoriert und die Welt in die getrennten Bereiche Gesellschaft und Natur unterteilt (Latour, 2012), was zu einer reduktionistischen Betrachtung der komplexen Verflechtungen der Realität führt und die Ursachen der ökologischen Krise unzureichend erfasst. Bourdieu konzentriert sich dagegen auf andere Begriffe wie Macht, Kapital und Habitus. In *Die feinen Unterschiede* (1982) untersucht er, wie verschiedene Formen von Kapital (ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches) die sozialen Strukturen und Hierarchien bestimmen. Mit seinem Konzept des Habitus, einem System von verinnerlichten Dispositionen, kritisiert er die Naturalisierung und Verschleierung von Machtverhältnissen, die er in den bis dahin vernachlässigten, scheinbaren Banalitäten wie Geschmack, Lebensstil und kulturellen Praktiken findet. Auf diese Weise zeigt er auf, wie soziale Ungleichheit subtil fortgeschrieben wird. Was beide eint, ist der Wille aufzudecken, was sie in ihrer Zeit als folgenschwere Täuschung wahrnehmen – bei Latour die Trennung von Natur und Gesellschaft, bei Bourdieu die Illusion eines autonomen Individuums.

Trotz der augenscheinlichen Unterschiedlichkeit ihrer Forschungsschwerpunkte offenbaren beide Soziologen bei genauerem Hinsehen einige Gemeinsamkeiten. Von biographischen Ähnlichkeiten – beide Franzosen mit internationalem Einfluss in der Soziologie, obwohl ihre Ursprünge in der Philosophie liegen – bis hin zu ihrer Gemeinsamkeit, das vorherrschende soziologische Verständnis ihrer Zeit grundlegend zu kritisieren. Auch in methodischer Hinsicht lassen sich Ähnlichkeiten feststellen: Beide stützen ihre theoretischen Arbeiten stark auf eigene empirische Vorarbeiten – bei Bourdieu sind es ethnologische Studien in Algerien (1976), bei Latour die vielzitierten Laborstudien (1979). Diese Forschungsarbeiten verdeutlichen auch, dass beide Theoretiker stark interdisziplinär arbeiten. Bourdieu integriert Erkenntnisse aus der Anthropologie, Philosophie und Ökonomie in seine Arbeiten, Latour schlägt Brücken zur Wissenschafts- und Technikforschung, Anthropologie, Philosophie und darüber hinaus. Beide hatten zu Lebzeiten signifikanten politischen Einfluss und äußerten sich zu wichtigen gesellschaftspolitischen Themen mit dem Ziel, realpolitischen Einfluss zu nehmen. Bourdieu und seine Kolleg*innen am Collège de France forderten beispielsweise umfassende Bildungsreformen, die auf soziale Gerechtigkeit abzielten und Bildungsungleichheiten abbauen sollten (übersetzt und gekürzt in Bourdieu, 1992, Kapitel 7). Latour forderte zum Beispiel in seinem „Terrestrischen Manifest", einer von vielen Schriften, die an die breite Öffentlichkeit gerichtet sind, eine radikale Neuausrichtung der politischen und sozialen Ordnung, die die Klimakrise ernst nimmt und ökologische Grenzen respektiert (Latour, 2018).

Neben den biographischen, methodischen und inhaltlichen Ähnlichkeiten werden die beiden Denker auch in der Sekundärliteratur miteinander in Verbindung gebracht. Divergierende Positionen können beispielsweise im Verständnis von Kunstwerken (Albertsen & Diken, 2004), wissenschaftlicher Wahrheit (Kale-Lostuvali, 2016) und dem Digitalen (Romele & Rodighiero, 2020) gefunden werden. Gleichzeitig gibt es Gemeinsamkeiten, etwa in ihrem relationalen Ansatz (Schinkel, 2007), dem Konzept der Mediation (Papilloud, 2018) sowie ihrer Verortung in den Praxistheorien (Schäfer, 2020). Darüber hinaus werden in der praktischen Anwendung ihrer Theorien, die in Disziplinen abseits der Philosophie und Soziologie stattfinden, komplementäre Lesearten vorgeschlagen. In den Science and Technology Studies (STS) (Nelson, 2014), einem Feld, das Latour maßgeblich geprägt hat, in den Translation Studies (Buzelin, 2005; Inghilleri, 2005), sowie in den Medienwissenschaften (Ryfe, 2018) wird für die Kombination der beiden theoretischen Ansätze plädiert.

Neben dem sekundärliterarischen Bezug zueinander lassen sich auch im Wirken der beiden direkte Referenzen aufeinander finden. Dabei sind die Referenzen bei Latour häufiger und ausführlicher als bei Bourdieu, was sich durch den generationellen Unterschied und den daraus resultierenden zeitlichen Abstand ihrer wissenschaftlichen Karrieren erklären lässt. Zum historischen Kontext des Wirkens beider ist festzuhalten, dass Latour, der in den 1980er Jahren bekannt wurde, die STS in einer Zeit prägte, in der technologische und wissenschaftliche Entwicklungen zunehmend als integrale Bestandteile sozialer Prozesse erkannt wurden. Bourdieu, der hauptsächlich in den 1960er und 1970er Jahren in Frankreich wirkte, entwickelte seine Theorien inmitten sozialer Umbrüche, die von Klassenkonflikten und den Nachwirkungen der Student*innenproteste von 1968 geprägt waren. Von beiden gibt es Aussagen, die eine klare Konkurrenz – wenn nicht gar Ablehnung – der gegenseitigen Sozialtheorien vermuten lassen. Bourdieu kommentiert beispielsweise in seiner Arbeit zur Wissensproduktion und wissenschaftlichen Praxis Latour, nur um zu konstatieren, dass die philosophische Hybris von Schriften wie denen Latours keiner ausführlichen Auseinandersetzung würdig ist (2001, S. 29–30). Latour hingegen nimmt regeren Bezug auf Bourdieus Theorie, erwähnt ihn aber – neben anderen Theoretiker*innen – stets, um sich anschließend klar abzugrenzen. Latour schreibt gegen Bourdieu als Vertreter der ‚kritischen Soziologie' an (Latour, 2007, S. 77–78), welcher soziale Phänomene vollständig in vorab bestehenden, überindividuellen Strukturzusammenhängen auflöst und damit das Soziale als eine determinierende Instanz außerhalb der konkreten Handlungssituation hypostasiert – etwa in Form von Klassenlagen, sozialen Feldern oder kulturellen Dispositionen.

Es wird deutlich, dass beide Theorien in Beziehung gesetzt werden können und dabei sowohl ihre Einzigartigkeit als auch ihre unterschiedlichen Perspektiven auf ähnliche Phänomene zum Vorschein kommen. Um den grundlegenden Unterschied der beiden Theoretiker besser zu verstehen, konzentriert sich diese Arbeit nicht wie in der bisherigen Literatur auf die Suche nach gemeinsamen Merkmalen (wie dem Bezug auf das Relationale) oder auf die Bestimmung ihres Verhältnisses zu einem externen Bezugspunkt ihrer Theorien (wie dem Kunstwerk). Stattdessen wird ein zentrales Element ihres Theoriegerüsts im Detail untersucht: das Verständnis von Handlung und Praxis, welches zu ihrer ganz eigenen Überwindung der wahrgenommenen Illusion der Trennung führt. Meines Wissens ist eine systematische und explizit vergleichende Analyse der Theorien in Bezug auf ihre unterschiedliche Konzeptualisierung von Handlung und Praxis bislang noch unzureichend betrachtet worden. Arbeiten, die beide

Theorien den Praxistheorien zuordnen und ihren gemeinsamen Bezug auf dieses Konzept beleuchten, konzentrieren sich meist auf spezifische Aspekte der Konzeptualisierung, ohne dabei eine systematische Vergleichsperspektive zu verfolgen. Diese werden im Verlauf der Analyse diskutiert.

Von der Überwindung der Dichotomien zum Relationalen

Bourdieus Theorie der Praxis und Latours ANT entstanden beide mit dem Ziel, die Akteur-Struktur-Dichotomie zu überwinden. Mit seinem Werk zur kabylischen Gesellschaft (1958) entfernte sich Bourdieu vom Strukturalismus von Lévi-Strauss und der Ethnologie, um seine eigene Theorie der Praxis zu entwickeln (1976) und sich damit auch der Soziologie anzunähern. Diese sollte vor allem darin bestehen, die Dichotomie von Struktur und Individuum abseits von Objektivismus und Subjektivismus zu thematisieren. Das brückenbauende Konzept ist der Habitus, welcher als „strukturierende Struktur" (Bourdieu, 1982, S. 279) agiert, da er durch soziale und ökonomische Verhältnisse geformt wird und zugleich die Wahrnehmungs- und Handlungsweisen des Individuums prägt. Der Habitus macht das Subjekt, im Gegensatz zum reinen Strukturalismus, in dem es nur verkörperte Struktur darstellt, wieder relevant.

Latour, der nicht nur anfänglich Philosoph war wie Bourdieu, sondern sich auch bis zu seinem Lebensende um eine derartige Interpretation seiner Person bemühte (2010), entwickelt seine Position in diesem Konflikt direkt als Antwort auf die Bourdieus. Er unterscheidet zwischen ‚klassischer' und ‚relativistischer' Soziologie (1996) und zählt auch die kritische Soziologie zur klassischen Soziologie, da sie deren Annahmen in radikaler Form fortführt. Damit kritisiert er auch Bourdieu als klassischen Soziologen, da Bourdieu annimmt, mehr über die sozialen Strukturen zu wissen als die Akteure selbst. Im Gegensatz dazu steht Latours Theorie, die von einer deutlichen Abneigung gegen die klassische Soziologie geprägt ist, insbesondere gegen die Vorstellung, dass Soziolog*innen tiefergehende Einsichten in soziale Strukturen als die handelnden Individuen haben können. Das macht Latour in seinen Laborstudien deutlich, indem er den Entitäten im Labor selbst, Wissenschaftler*innen wie auch Laborgegenständen, hohe Relevanz in wissenschaftlichen Kontroversen zuschreibt. Damit schlägt er erstmals vor, dass die Soziologie nicht den Strukturen eines Feldes, wie es Bourdieu bezeichnen würde, folgen soll, sondern, ähnlich der ethnologischen Methode, den Akteuren folgen muss (Latour & Woolgar, 1979). Nachdem kein Blick von außen möglich ist, kann weder das Soziale noch die Gesellschaft – Begriffe, auf die Latour nur in fragenden Anführungszeichen verweist –

definiert, geschweige denn beobachtet werden. Für Latour können nur Verbindungen und Netzwerke als existierende Einheiten betrachtet werden und dementsprechend sollten ausschließlich diese als Gegenstand soziologischer Untersuchungen fungieren. Demnach strebt auch Latour die Überwindung der Dichotomie von Subjekt und Struktur an, was weithin auch als sein Hauptziel in der Soziologie anerkannt wird (Lynch, 1996). Im Gegensatz zu Bourdieu, der objektive Soziologie in der Aufdeckung zugrundeliegender generativer Strukturen vermutet, lehnt Latour jedoch die Idee einer allumfassenden Perspektive und einer objektiven wissenschaftlichen Positionierung ab und führt damit seinen Netzwerkansatz ein. Während Bourdieu im Verbindungsglied des Habitus Subjekt und Struktur zusammenführt, löst Latour diese Dichotomie völlig auf, indem er den Fokus auf Netzwerke und Assoziationen legt.

Ihr gemeinsames Anliegen, diese Dichotomie zu adressieren, sowie ihre unterschiedliche Art der Überwindung lassen sich nach Willem Schinkel (2007) auf ihre unterschiedliche Auffassung des Relationalen zurückführen. Bourdieu betrachtet die Welt und ihre Strukturen als symbolisch geprägt und verfolgt damit eine Perspektive, die Symbole und soziale Praktiken in den Mittelpunkt stellt, wobei diese immer willkürlich bedeutend sind, je nach ihrer relationalen Eigenschaft innerhalb eines sozialen Raumes und den sich darin befindenden Feldern. Ihnen kann kein Wert ‚an sich' zugeschrieben werden. Demgegenüber sieht Latour nicht nur den Wert eines Ereignisses relational, sondern auch das Ereignis selbst kann nur relational verstanden werden. Alles ist Prozess und Interaktion für ihn. Beziehung innerhalb von Netzwerken, die sowohl aus Objekten und Subjekten bestehen können, sind für Latour zentral und konstituieren die soziale Realität. Da für beide das Relationale zentraler ist als andere gängige soziologische Begriffe (wie etwa Rollen, Rahmen, Konflikte usw.) können Latours und Bourdieus Theorien auch als Theorien des Relationalen verstanden werden (Papilloud, 2018).

Schinkel betont, dass sich die beiden Theoretiker in diesem Konzept treffen, aber gleichzeitig an diesem Punkt auch ihre Divergenzen deutlich werden (2007, S. 725). Das Relationale ist jedoch als abstrakte Gemeinsamkeit ihrer Theorien zu verstehen und weniger als konkreter zentraler Bezugspunkt in den Theorien selbst. Liegt beiden Theorien das Relationale zugrunde, so lässt sich die Praxis als zentrales, vermittelndes Konzept erkennen, das beide Theoretiker teilen.

Die verbindende Praxis und Handlung

Ihr beider Fokus auf die Überwindung der Dichotomie zwischen Subjekt und Struktur sowie auf das Relationale mündet

demnach in ihr jeweiliges Verständnis des Begriffs der Praxis. Die praxeologische Theoriebewegung, die zuvor vor allem in der Philosophie und (Sozial-)Anthropologie diskutiert wurde, zieht mit dem Ausrufen des *practise turn* bzw. *practical turn* (Schatzki et al., 2001; Stern, 2003) auch offiziell in die Sozialwissenschaften ein. Bourdieu wird dabei als exemplarischer Vertreter der Praxistheorie betrachtet, während Latour lediglich in einigen Werken als solcher genannt wird; seine Zuordnung ist Gegenstand von Kontroversen (Schatzki et al., 2001, S. 14). Mit der praxeologischen Perspektive verlagert sich der Schwerpunkt von der Betrachtung von Struktur und individueller Handlungsfähigkeit als gegensätzliche Kräfte hin zu ihrer Anerkennung als miteinander verflochtene Aspekte der menschlichen Existenz, in denen Praktiken das Relationale zwischen beiden vermitteln. Doch die Praxis als Begriff sowie die Praxistheorien als mehr oder weniger einheitliches Projekt werfen Fragen auf, besteht doch ihr Hauptanliegen darin, typische Fragestellungen von „Dieses oder jenes?“ mit der Antwort „Keines von beiden. Es ist kompliziert.“ zu hinterfragen. Praktiken werden oft als „arrays of activity“ (Schatzki et al., 2001, S. 11) verstanden. Gleichzeitig bleibt unklar, wie genau Handlung zur Praxis wird und wie diese beiden Begrifflichkeiten miteinander in Beziehung stehen (Schulz-Schaeffer, 2010) und von den Theoretikern verwendet werden. Während Bourdieu den Praxisbegriff zum Kern seiner Theorie macht, spielt er bei Latour nur eine marginale Rolle. Dennoch fragt jede Sozialtheorie, und deshalb auch Latours, nach den Handlungen, und Bourdieu wird den Praxissoziologen zugerechnet. Im folgenden Abschnitt wird untersucht, wie Bourdieu und Latour das Verhältnis zwischen Handlung und Praxis jeweils verstehen.

Im Rahmen des ersten Teils der Forschungsfrage ist festzuhalten, dass die unterschiedliche Konzeption von Handlung und Praxis bei Latour und Bourdieu über das jeweilige Verständnis des Relationalen und die daraus resultierenden Untersuchungsgegenstände – Netzwerke bei Latour und Felder bei Bourdieu – zu einer völlig unterschiedlichen Herangehensweise an die Überwindung der Subjekt-Objekt-Frage und zu einem spezifischen Fokus auf bestimmte Ausschnitte der sozialen Realität in Form wahrgenommener Illusionen führen. Diese Kausalkette könnte genauso gut andersherum formuliert werden: Das Ziel, die Subjekt-Objekt-Dichotomie zusammenzuführen (Bourdieu) bzw. aufzulösen (Latour) führt zu einem anderen Verständnis von Praxis und damit Handlung. Abbildung 1 veranschaulicht die Überlegung grafisch.

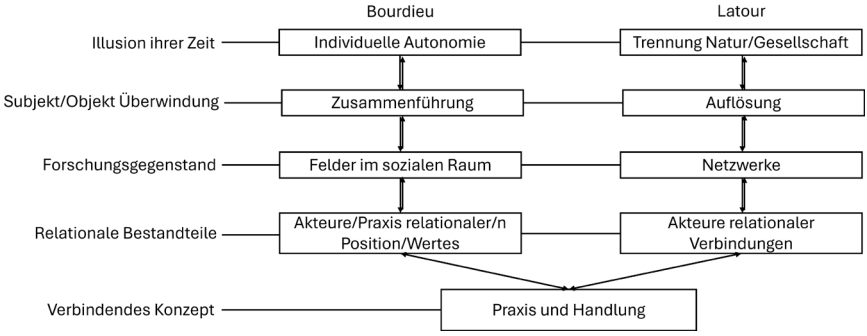


Abbildung 1: Von der Überwindung der Illusion ihrer Zeit zum Praxis- bzw. Handlungsverständnis (eigene Darstellung)

Theorienverständnis und Methodik des Vergleichs

Nach Gabriel Abends (2008) Typologie soziologischer Theorieverständnisse sind die Sozialtheorien von Bourdieu und Latour im Gegensatz zu herkömmlichen Erklärungs- oder Vorhersagetheorien vergleichende Theorien, die sich auf konzeptuelle und philosophische Probleme der Soziologie konzentrieren, kritische und normative Komponenten beinhalten und grundlegende Fragen der Disziplin reflektieren, während sie zugleich methodische und erkenntnistheoretische Voraussetzungen hinterfragen. Die Sozialtheorien von Latour und Bourdieu bilden ein übergreifendes konzeptuelles Rahmenwerk, das die soziologische Forschungspraxis leiten soll.

Zur Beantwortung der Frage, wie sich das Oeuvre der zwei Soziologen im Kern unterscheidet, wird auf die sozialwissenschaftliche Methode des Theorievergleichs zurückgegriffen. Fabian Anicker (2017) teilt die Vielfalt der Theorienvergleiche in zwei Typen ein, den falsifikationistischen und den hermeneutischen Theorienvergleich, wobei ersterer Theorien anhand ihrer Fähigkeit bewertet, empirische Daten zu erklären, zweiterer Theorien interpretativ und kontextbezogen, als optimale Lösung für ihr theorieeigenes Bezugsproblem, vergleicht. Das Verständnis der Sozialtheorien von Bourdieu und Latour als leitendes Rahmenwerk für die soziologische Forschungspraxis schließt einen falsifikationistischen Theorievergleich anhand eines bestimmten Ausschnitts der

empirischen Welt aus. Für die vorliegenden beiden Theorien ist ein hermeneutischer Vergleich passend, der die Handlung bzw. Praxis als tertium comparandis (Anicker, 2017) festlegt. Es wird explizit keine Reduktion in Form von Integration oder Elimination angestrebt (Anicker, 2017).

In der vorliegenden Arbeit beschränke ich mich auf die zentralen Werke der zu vergleichenden Theoretiker, da diese die wesentlichen Konzepte und Grundannahmen ihrer jeweiligen Sozialtheorien enthalten. Für Bourdieu ist das *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft* (1976) und für Latour *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie* (2007).

Pierre Bourdieu: Von der Handlung zur Praxis

Bourdieu ist bekannt dafür, seine Leitbegriffe flexibel zu handhaben und dabei nicht an eine verweisbare Definition zu knüpfen, sondern, je nach Ausschnitt seines Werks bzw. Phase seiner Theoriebildung, die Begrifflichkeit leicht zu modifizieren. Ebenso liefert er in einem einzigen Werk mehrere Definitionen, die, wie er sagt, das tiefere Verständnis unterstützen sollen. Bei dem Begriff der Praxis und Handlung verhält es sich ähnlich. Ohne eine eindeutige Definition geben zu wollen, soll die Verwendung der Begriffe, die in dieser Analyse im Zusammenhang mit den zentralen Konzepten von Handlung und Praxis stehen, erläutert werden.

Von der Handlung zur Praxis

Bourdieu macht nicht den Handlungs- sondern den Praxisbegriff zur zentralen Kategorie seiner Sozialtheorie. In *Entwurf einer Theorie der Praxis* (1976) entwickelt er eine Theorie, die sich als Klassiker der Praxeologie etabliert hat. Dabei grenzt er sich kontinuierlich von den Handlungstheorien ab, die entweder eine objektivistische, gegenständliche Perspektive auf Tätigkeiten oder eine subjektivistische, einfühlende Perspektive auf sie einnehmen. Mit dem Praxisbegriff schlägt er so die Brücke zwischen den subjektiven Ansätzen des Existenzialismus (den er anhand von Schriften von Sartre bemängelt) sowie der Phänomenologie (Schütz, Heidegger) und den objektiven Ansätzen des Strukturalismus (Lévi-Strauss) und überwindet, typisch der praxeologischen Tradition, die dichotome Trennung von Handlung und Struktur. Anstatt das Beobachtete als *fait accompli* zu interpretieren und es individuell oder modellmotiviert zu untersuchen, gilt es für Bourdieu, das generierende Moment des Geschehens in den Fokus zu stellen.

Den Praxisbegriff entwickelt Bourdieu als Erweiterung des Handlungsbegriffs aus

einer empirischen Notwendigkeit heraus. Dem Werk, das seine Theorie der Praxis einführt, steht eine empirische Studie voran, die das Konzept der Ehre in der kabylischen Gesellschaft untersucht. In den ersten Kapiteln des theoretischen Teils kritisiert Bourdieu die herkömmliche Rolle von Ethnolog*innen, die aufgrund ihrer „Affinität zu der Theorie des Handelns" (1976, S. 140) dem beobachteten Geschehen ihre Rationalisierung und Theoretisierung aufzwingen. In der Theorie des Handelns wird die Handlung beziehungsweise „die praktische Tätigkeit zum *Gegenstand* [Hervorhebung hinzugefügt] der Beobachtung und der Analyse" (Bourdieu, 1976, S. 142). Dabei werden die impliziten, verinnerlichten Dispositionen übersehen, die, laut Bourdieus Praxistheorie, keinem „vorbestimmten Programm aus Diskursen und Handlungen" (1976, S. 141) folgen. Den Praxisbegriff zum Mittelpunkt seiner Theorie zu machen, entspringt letztlich dem Gefühl, der sozialen Realität nicht gerecht werden zu können, wenn die Handlung (oder Tätigkeit) lediglich als Gegenstand oder Ausführung betrachtet wird und deren Interpretation im Zentrum der Analyse des Sozialen steht.

Definitionen der Praxisterminologie

Trotz der Zentralität des Begriffspaars bleibt eine eindeutige Definition von Handlung bzw. *Praxis* bei Bourdieu aus. Bourdieu „conceives [of] practices as self-organizing and propagating manifolds of activity. He seeks, however, to anchor these manifolds in the individuals who perform their constituent activities" (Schatzki et al., 2001, S. 17). Praxis ist demnach nicht eine Reihe von Aktivitäten, sondern ein sich selbst organisierendes und fortpflanzendes Gefüge von Aktivitäten, das im Individuum verankert ist. Praxis wirkt generierend und wird generiert, während sie sowohl auf die kollektive Ebene von Aktivitäten als auch auf die individuelle Ebene der Akteure bezogen ist. Die Praxis wird folglich nicht durch eine essenzielle Quelle determiniert, sondern ist das Resultat diverser, in ihrer Wirkung emergenter Einflussfaktoren. Dieses komplexe Entstehen von Praxis macht die Genese von Praxisformen bzw. Praktiken zur zentralen Analysekategorie von Bourdieus Praxistheorie. Deshalb auch steht Bourdieus Konzept des Habitus im Zentrum seiner Theorie.

Der *Habitus* bildet in seiner „Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen" (1976, S. 164) eine dialektische Beziehung „zwischen der Interiorisierung der Exteriorität und der Exteriorisierung der Interiorität" (1976, S. 164), die es zu untersuchen gilt. Er fungiert damit als verbindendes Konzept, das Innen- und Außenwelt im Individuum miteinander verknüpft und dem Handeln eine zugleich begrenzte und dennoch kreative Dimension verleiht. Dieses Erzeugungsprinzip für

Praxisformen und Praktiken ermöglicht es, auf unvorhergesehene Situationen zu reagieren, während gleichzeitig objektive Bedingungen reproduziert werden – ohne dass dies das Ergebnis einer bewussten Strategie oder Absicht ist. Bourdieu beschreibt dies treffend mit „Alles geschieht so als ob" (1976, S. 166). Dieser Habitus, der durch objektive Strukturen bedingt ist (zum Beispiel die materiellen Verfügbarkeiten einer Klasse) wird zum Operator (Bourdieu, 1976, S. 171), der den Einfluss eben dieser Struktur und der temporären Struktur, also Situation, zu Praxis verwandelt. Der Habitus bildet somit die Grundlage für Bourdieus „Handlungstheorie" (1976, S. 167). Es werden jedoch weniger Handlungen, sondern vielmehr Praktiken und Praxisformen erzeugt.

Im Rahmen der Abgrenzung seiner Theorie gegenüber anderen Theorien verwendet Bourdieu den Begriff der *Praktiken* bzw. *Praxisformen*, wobei er sich auf konkrete Ereignisse bzw. Ereignisformen bezieht. So bezeichnet er das Sprechen im Gegensatz zur Sprache als Praxisform und damit als keinesfalls schlichte Ausführung des theoretischen Modells der Sprache, sondern als ihre Bedingung, da die Sprache nicht ohne das Sprechen erfasst werden kann und da Sprechen nie nur auf einer Beherrschung der Sprache beruht (Bourdieu, 1976, S. 152–159). Mit diesem Beispiel führt Bourdieu vor, wie der Fokus auf Praxis den künstlichen Gegensatz zwischen Modell und Ausübung überwinden kann. Demnach kann das Sprechen als eine *Praxisform* definiert werden, die grundsätzlich verschiedene Arten der Praxis umfasst. *Praktiken* hingegen beziehen sich auf in der Zeit verankerte, beobachtbare Manifestationen dieser Praxisformen. Praktiken sind demnach von Praxis geprägt und Momente, in denen die abstrakte Struktur der Praxis realisiert wird. Bourdieu verwendet den Begriff des Werks in einem breiteren Sinne als Ergänzung zum Begriff Praktik, um sich auf geschaffene kulturelle, künstlerische oder intellektuelle Produkte zu beziehen. Somit können Praktiken, im Gegensatz zu Handlungen, auf verschiedenen Ebenen stattfinden. Sie sind dabei nicht situationsbezogen, sondern vielmehr kontextabhängig. Es wird ersichtlich, dass weder die Praxis an sich noch die konkrete Ausgestaltung der Praxisform oder die Praktik als reine Ausführung begriffen werden sollte, um einer strukturalistischen Erklärung zu entgehen.

Wenn Praktiken Teilsegmente von Praxisformen sind, stellt sich die Frage nach der Beziehung zwischen den Handlungen und Praktiken: Kann die *Handlung* synonym zu der Praktik verstanden werden? Bourdieu verwendet den Handlungsbegriff in aller Regel nur dort, wo er die Folgen des Strukturalismus und Subjektivismus als unzulänglich zur Erfassung der sozialen Realität vorführen will und damit in Bezug auf nach Modellen intentional handelnde

Subjekte. In seiner Praxistheorie verwendet er den Begriff der Handlung in einer Art und Weise, die darauf abzielt, eine kurzweilige, stark situationsbezogene Bewegung zu beschreiben. Diese Verwendung zeigt sich etwa in Passagen, in denen er darlegt, dass zwei interagierende Subjekte weniger dem interpretativen und hermeneutischen Paradigma folgen, sondern eher der Dynamik eines Schlagabtausches unterliegen (1976, S. 146). Im Vergleich zu Praktiken, die in einem kollektiven und strukturellen Rahmen verortet sind, fokussiert die Handlung stärker auf das individuelle und situative Moment und wird damit zur beobachtbaren Einheit, die jedoch für sich allein, in Bourdieus Theorie der Praxis, keine interpretative Kraft hat. Der Begriff der Handlung wird in denjenigen Textstellen besonders häufig verwendet, in denen explizit der Leib und der Körper thematisiert werden. Besonders dort, wo Bourdieu das aktive Moment betonen möchte, etwa wenn er den Ursprung konkreten Handelns beschreibt, spricht er vom Handeln anstelle der aktiven Form der Praxis, dem Praktizieren (1998, S. 161–169). Damit wird die Verwendung des Handlungsbegriffs bei Bourdieu nicht nur situativ, sondern auch körperlich.

An dieser Stelle ist daran zu erinnern, dass Bourdieu mit seiner Theorie einer neuen Soziologie mehr als nur eine Beschreibung der sozialen Wirklichkeit, sondern auch Untersuchungsinstrumente an die Hand geben will. Dabei ist er von der Sorge getrieben, dass Soziolog*innen und Ethnolog*innen die Sache der Logik zur Logik der Sache machen (nach Marx) und dabei das Selbstverständliche reproduzieren, anstatt das Selbstverständliche zu analysieren. Die Soziologie benötigt demnach eine neue, adäquate Untersuchungsmethode, um den aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen gerecht zu werden. Der Unterschied in der Anspruchshaltung hinsichtlich seiner Theorie ist von Relevanz, um die vermeintliche Vernachlässigung eines Vokabulars des Mikroverhaltens in spezifischen Situationen (hier Handlung) nachvollziehen zu können. Bourdieu intendiert keine ontologische, sondern eine epistemologische Erklärung, die sich mit den Möglichkeiten der Erkenntnis der Realität des Sozialen befasst. Bourdieu versteht sich als Soziologe und nicht als Philosoph. Weil Bourdieu jedoch nicht die Wirklichkeit und jeden ihrer kleinen Ausschnitte beschreibt, sondern gewissermaßen die Linse der Soziolog*innen präpariert, kann er die Handlung, verstanden als Momentaufnahme, als weniger zentral in seiner Theorie einstufen. Bourdieus epistemologischer, nicht ontologischer Fokus zeigt sich erstens darin, dass er seine Theorie stets durch die Kritik an den Methoden und Grundlagen der Erkenntnis anderer Theorien abgrenzt (die praxeologische im Gegensatz zur objektivistischen und phänomenologischen [1976, S. 147]), nicht aber durch eine alternative Sicht

der Wirklichkeit. Zweitens wird dieser Fokus durch seine empirische Arbeit unterstrichen, die nicht nur seine Theorien fundiert, sondern auch seine Entwicklung als Ethnologen maßgeblich geprägt hat.

Abschließend lässt sich festhalten, dass Bourdieu in seiner Theorie die Begriffe *Struktur*, *Habitus*, *Praxis*, *Praxisformen*, *Praktik/Werk* und *Handlung* in einem eng verflochtenen Zusammenhang verwendet, um die soziale Realität zu erfassen. Die Struktur bildet (poststrukturalistisch) die objektiven Bedingungen, die den Rahmen für soziale Praktiken setzen und den Habitus formen, welcher als ein System dauerhafter Dispositionen verstanden wird. Der Habitus fungiert als Erzeugungsprinzip bzw. Operator, das Praxisformen und Praktiken hervorbringt, die wiederum auf unvorhergesehene Situationen reagieren, ohne auf bewusste Strategien zurückzugreifen. Praxisformen sind die konkreten Ausprägungen dieser Praxis, während Praktiken die beobachtbaren Manifestationen dieser Formen in Raum und Zeit darstellen. Der Begriff der Handlung hingegen verliert in Bourdieus Theorie an zentraler Bedeutung, da er eher eine situationsbezogene, individuelle Bewegung beschreibt, die für sich allein genommen wenig Aussagekraft besitzt. Der Zusammenhang dieser Praxisterminologie ist in Abbildung 2 grafisch dargestellt.

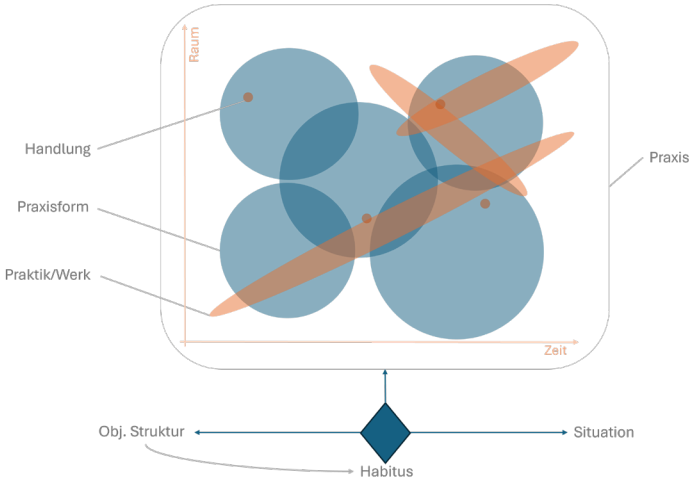


Abbildung 2: Kartographie der Praxisterminologie: Struktur, Praxis, Habitus, Praxisformen, Praktik/Werk & Handlung (eigene Darstellung)

Bruno Latour: Von der Praxis zur Handlung

Latour entwickelt mitsamt seiner „neuen Soziologie für eine neue Gesellschaft" (2007) ein eigenes Vokabular, das der Abgrenzung gegenüber einer traditionellen Soziologie dienen soll. Angefangen bei dem Namen der ihm heimischen Disziplin der Soziologie seziert Latour das eingefleischte Vokabular bis ins Mark: Die Gesellschaft wird zum *Kollektiv*, das Soziale auf seine viel- und simultan nichtssagende Definition zerlegt, die Subjekte zu Akteuren oder Aktanten, das Ding neben den Menschen gestellt, das Netzwerk von einer Beschreibung zur Methode, und vieles mehr. Die Begriffe für sich alleinstehend sind jedoch oft irreführend und verleiten Lai*innen zu vereinfachten Annahmen über die ANT, die Latour in seinen Schriften einzeln zu korrigieren versucht. Nein, es geht nicht darum, Knoten über Kanten in Verbindung zu setzen, um damit die Interkonnektivität der Welt zu erklären, wie es das Netzwerk im Namen der ANT vermuten lässt. Es geht auch nicht darum, das *Ding* in vollständiger Handlungssymmetrie neben den Menschen zu stellen, wie es die Ausweitung des Akteursbegriffs auf das Nicht-Menschliche vermuten lässt. Und nein, keine Dialektik zwischen Objekt und Subjekt, Mikro und Makro oder Struktur und Individuum wird diese unauflöslichen Antipoden überwinden, auch wenn Latours wiederkehrender Verweis auf Dynamik und Bewegung diesen Eindruck erwecken mag. Nur im konsequenten Zusammendenken der Begriffe der ANT, im Verzicht Latours auf einen ontologischen Anspruch und teilweise auch in der Erinnerung an die Genese der von Latour verwendeten semiotischen Terminologie kann sich die ANT verständlich zeigen.

Latours Symmetrieprinzip und Handlungstheorie

Ursprünglich entwickelte Latour seine ANT aus einer empirischen Notwendigkeit, die sich durch seine Grenzerfahrung der Anwendung der Soziologie in den *science studies* ergab, einem Forschungsbereich, der die sozialen, politischen und kulturellen Dimensionen von (Re-)Produktion und Rezeption von Wissenschaft untersucht. Im Bereich der Naturwissenschaften sah er die *science studies* mit der widersprechenden Wissenschaftscommunity konfrontiert, die eine soziale Erklärung ihrer Wissenschaft seitens der Soziologie entschieden ablehnte. Das, so Latour, stellte eine erstmalige Konstellation in der soziologischen Forschung dar, bei der das Untersuchungsobjekt eine übergeordnete Stellung im Vergleich zum Untersuchenden einnahm und die soziale Erklärung in Erklärungszwang geriet. Die *science studies* sind für Latour deshalb zum „perfekten Laboratorium" (2007, S. 182) der Soziologie geworden. Anhand von Beispielen wie Pasteurs Entdeckung der

Bakterien (Latour, 1984) zeigt Latour, dass die traditionelle Vorstellung von linearer Kausalität, bei der eine Ursache über passive Zwischenglieder eine Wirkung erzeugt, statt zu einer Erklärung lediglich zu einer Verschleierung beiträgt. Latour lokalisiert stattdessen Akteure in einem dynamischen Netzwerk, in dem sie aktiv aufeinander einwirken und sich damit gegenseitig transformieren. Latour meint anhand der *science studies* die vielen Unzulänglichkeiten der traditionellen Soziologie erkennen zu können: Einerseits wird den Akteuren und ihrer Realität kein Raum in der Untersuchung gegeben, da abstrakte Metasprache und sozialkonstruktivistische Erklärungen ihre Sichtweise überlagern, andererseits werden wichtige Teilnehmende der beobachtbaren Welt, wie etwa die Dinge, ausgeklammert. Ein weiterer Grund, den Latour zur Motivation der Entstehung seiner ANT anführt, ist die Notwendigkeit, den Begriff des Akteurs zu erweitern, um auf neue Kontroversen und Herausforderungen des Zeitgeists zu reagieren. Akteure, wie beispielsweise die Bakterien von Pasteur, aber auch Jakobsmuscheln (Callon, 2006) oder Ozon-Moleküle (Latour, 1995), werden immer öfter zum Gegenstand von Auseinandersetzungen und politischen Debatten, was die Dringlichkeit noch verschärft, die ANT zur Anwendung zu bringen. Die ANT ist demnach entstanden, weil einerseits die traditionelle soziologische Erklärung, insbesondere an der soziologischen Untersuchung der Wissenschaften, an ihre Grenzen stieß und andererseits die wachsende Relevanz nicht-menschlicher Akteure in Wissenschaft und Politik eine neue, dynamische Perspektive auf die Verflechtungen von diversen Akteuren erfordert. Während Latour im deutschsprachigen Raum bis vor kurzem vor allem wegen seines Symmetrieprinzips rezipiert und vorrangig kritisiert wurde, wird heute zunehmend auch sein bedeutender Beitrag zu einer neuen Handlungstheorie anerkannt (Laux, 2011). Denn neben der Einbeziehung nicht-menschlicher Akteure in das, was die Soziologie untersuchen soll, hat Latour einen Handlungsbegriff, der sich weder an ein Innenleben oder eine Intention wendet, um Handlung zu entziffern, noch an die Strukturen anhaftet, die Handlung determinieren. Bei Latour ist *Handlung* „ein Knoten, eine Schlinge, ein Konglomerat aus vielen überraschenden Handlungsquellen, die man eine nach der anderen zu entwirren lernen muß“ (2007, S. 77). Die Entwirrung dieser Komplexität stellt eine zentrale Herausforderung im Rahmen der ANT dar und erfordert von den Leser*innen Geduld sowie die Bereitschaft, gewohnte soziologische Denkweisen zu überwinden. Im Zitat wird zunächst die Handlungsquelle thematisiert, welche überraschend eine solche ist und auch in pluraler Form existiert. Was wahrgenommen werden kann, ist der Effekt der Handlung, was Latours Handlungsmodell zu einem konsequentialistischen macht (Laux, 2011). Die Frage nach der Erklärung

eines Subjekts erübrigt sich damit und an ihre Stelle tritt die Notwendigkeit, einem dynamischen Prozess der Vernetzung möglichst vieler „Akteure zu folgen", wie es in einem viel zitierten Slogan der ANT heißt. Es resultiert ein methodischer Relationismus, bei dem Phänomene ausschließlich durch die Beziehung zwischen beteiligten Akteuren und nicht durch deren isolierte Eigenschaften erklärt werden.

Definitionen der Handlungsterminologie

Aus dieser Perspektive, die mehr auf Verbindungen als auf atomare Akteure fokussiert, resultiert auch die Auflösung des Akteurs, der, um dem Ende des sich in Latours Einführung in die ANT (2007) entfaltenden Prozesses vorzugreifen, schlussendlich zum „Akteur-Netzwerk" wird. Nach Latour ist der Akteur nicht nur zu stark menschlich konnotiert, sondern wird auch irrtümlich als Ausgangspunkt für eine Initiative oder Ursprungsidee betrachtet, die eine gerichtete Wirkung hervorbringt (2007, S. 372–377). An seine Stelle tritt das Akteur-Netzwerk, das einen Sternpunkt vieler Mittler, welche „übersetzen, entstellen, modifizieren und transformieren" (2007, S. 70), bezeichnet und durch sie zum Handeln gebracht wird. Ein Akteur ist also immer auch ein Netzwerk, welches ihm erst Existenz verschafft.

Gibt es jedoch keine Handlung, die nur aus einer Quelle stammt, und keine Handlung, die eindeutig verortet werden kann, so muss auch die Handlungsmacht verteilt sein. Keine einzelne Entität besitzt demnach Handlungsmacht, oder *agency*, sondern diese ist vielmehr verteilt in den Verbindungen. Beschrieben wird ein Geflecht von aufeinander wirkenden Handlungsträgern, die nicht mehr lokal oder zeitlich situiert sind. Handeln ist ‚dislokal', verschoben und verlagert sich ständig (Latour, 2007, S. 82). Mehr als eine einzelne Handlung ist es ein prozesshafter Vorgang, dessen Spuren von den ANT-Soziolog*innen nachgezeichnet werden können.

Da das Handeln nun dislokal und verlagert ist, kann es nicht an einem bestimmten Ort manifestiert werden. Weder in der Struktur noch im Individuum – weder auf der *Makro-* noch auf der *Mikroebene*. Die Konzepte der Makroebene sollen lokalisiert werden, indem sie sternförmig in ihre tatsächlichen Wirkungen der Akteure aufgelegt werden, während lokale Konzepte (wie beispielsweise die face-to-face Interaktion) sorgfältig in ihre Mittler auseinandergezogen werden muss. So wird alles flach gehalten (Latour, 2007, S. 329–350), was zu einer Auflösung der Mikro- oder Makrolevel-Dichotomie führt. Mit dieser *flachen Ontologie* bietet Latour eher eine Nicht-Lösung an, indem er die Frage als irrelevant erklärt: Keine Dialektik überwindet diese Dichotomie, sondern vielmehr

die Ablehnung der Frage und der in ihr enthaltenen Pole selbst. Laut Latour gibt es weder ein Lokales noch ein Globales, sondern lediglich kontingente Assoziationen von Existenzweisen, die immer wieder aufs Neue aufgespürt und versammelt werden müssen. Wenn der Handlungsraum und seine Akteure sorgfältig entfaltet werden, gelingt es der ANT den Übergang zwischen Mikro und Makro kontinuierlich erscheinen zu lassen (Latour, 2007, S. 378–382).

Von der Praxis zur Handlung

Es ist deutlich geworden, dass Latour nicht den Begriff der *Praxis*, sondern den Begriff der *Handlung* verwendet, obwohl ich ihn zu Beginn dieser Arbeit als Praxistheoretiker vom Rande vorgestellt habe. Latour wird im Rahmen der praxeologischen Wende aufgrund seines Ziels diskutiert, Dichotomien zu durchbrechen sowie Materialität und Kultur zu verschränken (Schäfer, 2020). Er selbst jedoch grenzt sich klar von den Praxistheorien ab: „If everything of late has become 'practice', it is not because it is a good concept; it is simply that the subject-object inherited from the bifurcation is a terrible one" (Latour, 2014, S. 132). Der Praxisbegriff erscheint Latour zu unspezifisch, um die Vielfalt der Realität und der sich darin befindenden Existenzweisen angemessen zu erfassen. Was bei Latour Handlung ist, und durch ein Akteur-Netzwerk entsteht, kann in der praxeologischen Terminologie auch als Praktik bezeichnet werden, wie Hillebrandt feststellt (2016, S. 84). Nimmt man mit Latour die dislokale Natur der Handlung jedoch ernst, können diese nicht auf dieselbe Weise als Praktiken bezeichnet werden, wie das Wort von anderen Praxistheoretiker*innen wie Bourdieu verstanden und verwendet wird. In seiner Auseinandersetzung mit Latours Ontologie beschreibt Schatzki (2016) dessen Verständnis sozialer Phänomene als ausschließlich aus Assoziationen bestehend – also aus Verbindungen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Aktanten. Handlungen sind für Latour daher nicht Ergebnis oder Ausdruck stabiler Praktiken, sondern lediglich kontingent miteinander verbundene Aktivitäten (Schatzki, 2016, S. 35). In einem Beitrag namens *Where are the missing practices?* hinterfragt Markus Holzinger (2013), warum viele Praxistheorien den Begriff der Praxis verwenden, aber oft nicht klar definieren oder systematisch integrieren. Er schlägt vor, dass Latours ANT diese Lücke besser schließt und, ohne den Begriff aktiv zu gebrauchen, die zugrunde liegenden Praktiken oder Handlungen, welche empirisch realitätsbildend sind, präziser erfasst. Dass Latour den Praxisbegriff vermeidet und sich von diesem sogar distanziert, macht seine Sozialtheorie demnach nicht weniger Teil der Praxistheorien.

Zusammenfassung: Von der Theorie zur Praxis

Zur Erinnerung: Am Beginn dieser Arbeit wurde die Relevanz der Auseinandersetzung mit den Definitionen von Handlung (Latour) bzw. Praxis (Bourdieu) anhand der politischen Anliegen der beiden Autoren, die dominante Illusion ihrer Zeit zu durchbrechen, herausgestellt. Dabei wurde deutlich, dass diese Illusionen – beide verknüpft mit einer spezifischen theoretischen Antwort auf die Subjekt-Objekt-Problematik – maßgeblich die unterschiedlichen Begriffe von Praxis bzw. Handlung bei Bourdieu und Latour prägen (siehe Abbildung 1). Im Hauptteil wurden diese Definitionen in der jeweils entwickelten Terminologie der beiden Sozialtheorien expliziert: einerseits in Bourdieus Abkehr von einem zeitlich und räumlich begrenzten Handlungsverständnis durch die Einführung des erweiterten Praxisbegriffs; andererseits in Latours Abgrenzung von Bourdieus Praxisbegriff durch die Wiederbelebung eines relationalen Handlungsbegriffs.

Während Bourdieu Praxis als ein durch den Habitus generiertes, im Körper verankertes Gefüge versteht, das die Beziehung zwischen Individuum und Struktur vermittelt, konzipiert Latour Handlung als das emergente Ergebnis eines Netzwerks dynamischer Verknüpfungen, in dem menschliche und nicht-menschliche Akteure gleichermaßen wirksam sind. Damit löst Latour den Akteur von einem stabilen Subjektbegriff und rückt die relationalen Bedingungen von Handlung in den Mittelpunkt. Bourdieus Theorie ist stärker strukturell gebunden, während Latour eine flexible, dezentrierte Sicht auf die Entstehung von Wirklichkeit durch Netzwerke vertritt. Jedoch bleibt bislang offen, wie die beiden zentralen Theoriepfeiler der Handlung und Praxis in der praktischen Anwendung der jeweiligen Sozialtheorien konkret zur Geltung kommen. Welche Rolle spielen die praxeologischen Praktiken bei der Reproduktion der von Bourdieu kritisierten trägen sozialen Ungleichheit und was vermag das durch Handlung vermittelte Netzwerk Latours uns über die ökologische Krise zu lehren?

Bourdieu erklärt soziale Ungleichheit als Produkt habitualisierter Praxis, d.h. aus inkorporierten Dispositionen resultierende Praktiken in sozialen Feldern. Der Strukturalismus allein kann soziale Ungleichheit für Bourdieu nicht erklären, da in diesem Individuen als passive Träger objektiver Strukturen betrachtet werden. Gleichzeitig fokussiert der Konstruktivismus zu sehr subjektive Wahrnehmungen und übersieht so, wie sich Ungleichheit stabilisiert. Bourdieus Praxeologie verbindet beide Ansätze, indem sie zeigt, dass soziale Strukturen durch den Habitus in alltäglichen Praktiken reproduziert werden, wodurch Ungleichheit nicht nur existiert, sondern auch weiter

fortgeschrieben wird. Besonders im Bildungssystem, aber auch anderen sozialen Feldern wie dem Arbeitskontext, führen Praktiken zur Reproduktion von Ungleichheit: Der Habitus prägt Wahrnehmung und Handlungsmöglichkeiten, wodurch privilegierte Gruppen kulturelles Kapital akkumulieren, während benachteiligte Gruppen strukturell ausgeschlossen bleiben. Die Reproduktion der Ungleichheit leistet ebenfalls der Habitus, welcher sich nicht etwa durch Gewalt oder bewusste Zustimmung dem sozialen Feld anpasst, sondern als inkorporierte Disposition ein Produkt von Herrschaftsverhältnissen ist und diese unbewusst reproduziert. Praktiken folgen dabei bestimmten Regelmäßigkeiten und Formen sozial verständliche Muster, ohne dass sie auf expliziten Regeln oder kalkulierten Zielen basieren. Sie gehen aus der habitualisierten Logik des Feldes hervor (Bourdieu & Wacquant, 1992, S. 22–25). Dadurch, dass Praxis bei Bourdieu als ein sich generierendes, körperlich verankertes und durch den Habitus vermitteltes Gefüge von Aktivitäten verstanden wird, kann über die Konzepte von Habitus, Feld und Kapital die Reproduktion sozialer Ungleichheit als ein nicht-intentionaler, aber strukturwirksamer Prozess analysiert werden.

Latour entwirft ein kollektives Handlungsmodell, das ökologische Krisen als politische Netzwerke von Menschen und Dingen begreift. In *Das Parlament der Dinge* (2001) zeigt Latour, dass Ökologie keine Frage der Natur allein ist, sondern ein Gemenge aus Wissenschaft, Moral, Recht und Politik (2001, S. 32–41), das ein neues kollektives Handlungsmodell erfordert – eine Assoziation von Menschen und nicht-menschlichen Wesen (2001, S. 103), die Umweltprobleme nicht isoliert, sondern als gemeinsames politisches Aushandlungsfeld behandelt. Er nähert sich damit den Neuen Materialismen (Hoppe & Lemke, 2021) an, die von herkömmlichen Vorstellungen wie Kausalität, Intentionalität und Zweckgerichtetheit in Bezug auf Handlung abrücken. Statt einer linearen, effizienten Kausalität betont dieses Paradigma eine emergente, nicht-lineare und zirkuläre Verknüpfung von Ursache und Wirkung (Bennett, 2010, S. 31–34). Indem Latour Handlung als emergentes, vernetztes Geschehen statt als menschzentrierte Intentionalität begreift, löst er die Illusion der Trennung zwischen Natur und Kultur auf und zeigt, dass die ökologische Krise nur durch die Anerkennung nicht-menschlicher Akteure als wirkmächtige Teilhabende in gemeinsamen Handlungsnetzwerken verstanden und auch bewältigt werden kann. In *Das terrestrische Manifest* (2018) beschreibt Latour exemplarisch den Klimawandel als eine Krise, die nicht allein durch soziale oder wirtschaftliche Faktoren erklärbar ist, sondern durch die Wechselwirkungen zwischen politischen Institutionen, wissenschaftlichen Modellen, CO2-Emissionen und atmosphärischen Prozessen entsteht.

Latours ANT fordert eine neue Politik, die alle Akteure im Lebensterrain erfasst und auf die Anpassung an neue planetarische Beziehungen ausgerichtet ist. Ihre Methode des schrittweisen Entfädelns legt verborgene Abhängigkeiten offen, was die fortschreitende ökologischen Krise auf den Punkt bringt. Dadurch, dass Handlung bei Latour als das Ergebnis dynamischer Verknüpfungen innerhalb heterogener Netzwerke verstanden wird, kann die Entstehung von Wirklichkeit als ein offener, dezentral organisierter Prozess beschrieben werden, der konventionelle Grenzziehungen auflöst.

Beide, Bourdieu und Latour, machen die Einsicht in die Beschaffenheit der Praxis bzw. Handlung sowohl zu einem empirischen Instrument zur Erfassung der Realität als auch zu einem Mittel zur Bewältigung des jeweils von ihnen beobachteten gesellschaftlichen Problems.

LITERATUR

Stögner, K. (2022). Kritische Theorie und Feminismus – ein produktives Spannungsverhältnis. In dies. & G. A. Knapp (Hrsg.), *Kritische Theorie und Feminismus* (S. 11–36). Suhrkamp.

TenHouten, W. D. (2016). The emotions of powerlessness. *Journal of Political Power, 9*(1), 83–121.

Thiersch, H. (1986). *Die Erfahrung der Wirklichkeit Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik.* Juventa Verlag.

Abend, G. (2008). The Meaning of 'Theory'. *Sociological Theory, 26*(2), 173–199. https://doi.org/10.1111/j.1467-9558.2008.00324.x

Albertsen, N., & Diken, B. (2004). Artworks' Networks: Field, System or Mediators? *Theory, Culture & Society, 21*(3), 35–58. https://doi.org/10.1177/0263276404043619

Anicker, F. (2017). Theorienvergleich als methodologischer Standard der soziologischen Theorie. *Zeitschrift für Soziologie, 46*(2), 71–88. https://doi.org/10.1515/zfsoz-2017-1005

Bennett, J. (2010). *Vibrant Matter: A Political Ecology of Things.* Duke University Press.

Bourdieu, P. (1958). *Sociologie de l'Algérie.* Presses universitaires de France.

Bourdieu, P. (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft.* Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1982). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1992). *Die verborgenen Mechanismen der Macht.* VSA-Verlag.

Bourdieu, P. (1998). *Praktische Vernunft: Zur Theorie des Handelns.* Suhrkamp.

Bourdieu, P. (2001). *Science of Science and Reflexivity.* Polity.

Bourdieu, P., & Wacquant, L. J. D. (1992). *An Invitation to Reflexive Sociology.* University of Chicago Press. https://press.uchicago.edu/ucp/books/book/chicago/I/bo3649674.html

Buzelin, H. (2005). Unexpected Allies: How Latour's Network Theory Could Complement Bourdieusian Analyses in Translation Studies. *The Translator, 11*(2), 193–218. https://doi.org/10.1080/13556509.2005.10799198

Callon, M. (2006). Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung: Die Domestikation der Kammmuscheln und der Fischer der St. Brieuc-Bucht. In A. Belliger & D. J. Krieger (Hrsg.), *ANThology: Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie* (S. 135–174). Transcript.

Hillebrandt, F. (2016). Die Soziologie der Praxis als post-strukturalistischer Materialismus. In H. Schäfer (Hrsg.), *Praxistheorie: Ein soziologisches Forschungsprogramm* (S. 71–93). transcript Verlag.

Holzinger, M. (2013). Where are the missing practices? Bruno Latours experimentale Metaphysik. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie, 2*(1), Article 1. https://doi.org/10.17879/zts-2013-4055

Hoppe, K., & Lemke, T. (2021). *Neue Materialismen zur Einführung.* Junius.

Inghilleri, M. (Hrsg.). (2005). *Bourdieu and the sociology of translation and interpreting.* St. Jerome Publishing.

Kale-Lostuvali, E. (2016). Two Sociologies of Science in Search of Truth: Bourdieu Versus Latour. *Social Epistemology, 30*(3), 273–296. https://doi.org/10.1080/02691728.2015.1015062

Latour, B. (1984). *Les microbes: Guerre et paix suivi de irréductions.* A.M. Métailié.

Latour, B. (1995). *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie.* Akadmie-Verlag.

Latour, B. (1996). *Aramis, or The Love of Technology.* Harvard University Press.

Latour, B. (2001). *Das Parlament der Dinge: Für eine politische Ökologie.* Suhrkamp.

Latour, B. (2007). *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie.* Suhrkamp.

Latour, B. (2010). Coming out as a philosopher. *Social Studies of Science, 40*(4), 599–608. https://doi.org/10.1177/0306312710367697

Latour, B. (2012). *We Have Never Been Modern.* Harvard University Press.

Latour, B. (2014). Another way to compose the common world. *HAU: Journal of Ethnographic Theory, 4*(1), Article 1. https://doi.org/10.14318/hau4.1.016

Latour, B. (2018). *Das terrestrische Manifest.* Suhrkamp Verlag.

Latour, B., & Woolgar, S. (1979). *Laboratory life: The social construction of scientific facts.* Sage Publications.

Laux, H. (2011). Latours Akteure: Ein Beitrag zur Neuvermessung der Handlungstheorie. In N. Lüdtke & H. Matsuzaki (Hrsg.), *Akteur – Individuum – Subjekt: Fragen zu ‚Personalität' und ‚Sozialität'* (S. 275–300). Springer-Verlag.

Lynch, M. (1996). DeKanting Agency: Comments on Bruno Latour's „On Interobjectivity". *Mind, Culture, and Activity.* https://doi.org/10.1207/s15327884mca0304_3

Nelson, L. C. (2014). *Bourdieu and Latour in STS: „Let's leave aside all the facts for a while".* University of British Columbia. https://doi.org/10.14288/1.0166057

Papilloud, C. (2018). Mediations: Pierre Bourdieu and Bruno Latour on Objects, Institution and Legitimisation. In C. Papilloud (Hrsg.), *Sociology through Relation: Theoretical Assessments from the French Tradition* (S. 147–184). Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-319-65073-9_5

Romele, A., & Rodighiero, D. (2020). Digital Habitus or Personalization Without Personality. *Humana Mente, 13*(37), 98–126.

Ryfe, D. M. (2018). *A practice approach to the study of news production. Journalism, 19*(2), 217–233. https://doi.org/10.1177/1464884917699854

Schäfer, H. (2020). *Die Instabilität der Praxis.* Velbrück Wissenschaft. https://doi.org/10.5771/9783748908487

Schatzki, T. R. (2016). Praxistheorie als flache Ontologie. In H. Schäfer (Hrsg.), *Praxistheorie: Ein soziologisches Forschungsprogramm* (S. 29–44). Transcript. https://doi.org/10.1515/9783839424049-002

Schatzki, T. R., Cetina, K. K., & Savigny, E. von (Hrsg.). (2001). *The Practice Turn in Contemporary Theory.* Routledge.

Schinkel, W. (2007). Sociological Discourse of the Relational: The Cases of Bourdieu & Latour. *The Sociological Review, 55*(4), 707–729. https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.2007.00749.x

Schulz-Schaeffer, I. (2010). Praxis, handlungstheoretisch betrachtet / Practice. A Theory-of-Action Perspective. *Zeitschrift für Soziologie, 39,* 319–336. https://doi.org/10.1515/zfsoz-2010-0404

Stern, D. G. (2003). The Practical Turn. In S. P. Turner & P. A. Roth (Hrsg.),*The Blackwell Guide to the Philosophy of the Social Sciences* (S. 185–206). John Wiley & Sons. https://doi.org/10.1002/9780470756485.ch8

[1] Manche Leser*innen mögen in diesem Text über den grammatikalisch männlichen Begriff „Akteur“ stolpern, der bei Latour Menschen, Dinge, Organisationen und vieles mehr bezeichnen kann. Wie schon in den deutschen Übersetzungen Latours wurde auf eine genderneutrale Form bewusst verzichtet, da der Akteur weder Geschlecht noch Kategorie besitzt – so wie auch der grammatikalisch männliche Tisch nicht männlich ist.

ZUR AUTORIN

Corina Theresa Schwarz studiert Soziologie an der Universität Wien. In ihrer Bachelorarbeit befasste sie sich mit dem Handlungs- und Akteursbegriff bei Bruno Latour und Pierre Bourdieu. Ihre Forschungsinteressen liegen zum einen in der Analyse sozialer Ungleichheiten, insbesondere im Kontext klassenspezifischer Differenzierungen und zum anderen in theoretischen Ansätzen, die das Anthropozän als epistemische Zäsur und materiellen Umbruch begreifen und daraus neue Denkformen entwickeln.

An dem Beitrag haben folgende Redaktionsmitglieder mitgearbeitet: **Michelle Giez**, **Dominik Dauner** und **Leon Wörmann**.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

„Ostdeutsch“ und „Westdeutsch“ als Zuschreibungen:

Die Macht von Zuschreibungen und die Fähigkeit diese zu verändern

Wer hat die Macht über Zuschreibungen, die über Personengruppen innerhalb eines bestimmten geografischen Gebietes getroffen werden, und wie können diese Zuschreibungen geändert werden? Die Tagung „Der Osten als Erfolgsmodell? Neue Perspektiven auf sozialen Wandel in Ostdeutschland“ vom 10. bis 11. Oktober 2024 in Frankfurt am Main geht der Frage von ost- und westdeutschen Zuschreibungen, Narrativen oder Bildern nach und möchte zum Perspektivtausch einladen.

ein Tagungsbericht von Judith Nasdal

Soziologiemagazin, Jg. 17 (2024), Heft 2 (erschienen: 09/2025)

Macht ist nicht nur über Personen oder an Gegenständen gebunden, sondern kann sich auch in anderen Formen entfalten. Gemein an den beiden Formen ist, dass sie eine starke Einwirkung oder Beeinflussung auf Einzelne ausüben können. Wir kennen diese Art von Zuschreibungen als Vorurteile, Vorverständnisse, aber auch als Vorstellungen oder Bilder. Zuschreibungen helfen zum einen dabei, Komplexitäten zu verringern, können aber auch dazu führen, Einzelne (zu Recht oder zu Unrecht) zu charakterisieren, die in einem möglichen negativen Ausgang in Gruppenausschlüssen resultieren können. Wie es zu solchen Vorverständnissen kommt, was dies für Gruppendynamiken bedeutet oder wie sich diese auf die Urteilskraft Einzelner auswirken, damit beschäftigt sich die Vorurteilsforschung. Auch die Soziologie untersucht verschiedene Arten von Zuschreibungen, gleichzeitig ist das Bilden von Gruppen und die Differenzdarstellung von Kategorien eine Methodik und Arbeitsgrundlage der Wissenschaft.

Eine wohl sehr eigene Kategorisierung für Deutschland ist die der Einteilung in Osten und Westen, entsprechend der Grenzen des ehemals geteilten Deutschlands. Sie begegnet uns immer wieder, auch angesichts eines 35 Jahre vereinten Deutschlands. Statistiken wollen uns anhand „hard facts" zeigen, dass Unterschiede immer noch virulent sind und zeigen so eine vermeintlich oder tatsächlich getrennte deutsch-deutsche Sozialstruktur auf. Die Trennungen beruhen unter anderem in Identifikationen und Fremd- sowie Selbstzuschreibungen: Personen, die nach der Wende geboren worden sind, identifizieren sich mit ihrer Herkunftsfamilie und kategorisieren sich entsprechend selbst ein und/oder es werden an bestimmte Landesflächen Zuschreibungen heran getragen, welche wiederum die Personen, die darin leben, charakterisieren sollen. Dies sind Realitäten, in denen sich Zuschreibungen verfangen können und zeigt die Präsenz auf, die diese Art der Differenzierung und Differenzierbarkeit der ehemals getrennten Staaten anhaftet. Inwiefern Zuschreibungen bestimmte Zustände und Unterschiede zementieren oder Unterschiede Zuschreibungen erst entstehen lassen ist unklar – Ursache und Wirkung sind hier nicht immer eindeutig zu trennen. Weiter geht die Frage nach der des Eigentums: Wer hat die Macht über diese Zuschreibungen? Wer kann diese ändern und wie? Und: Kann ich Zuschreibungen, die aufgrund einer äußeren Eigenschaft an mich gerichtet worden sind, selbst beeinflussen?

Von einer Sache sind die Organisatorinnen *Hannah Haag* (Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen, Frankfurt) und *Laura Behrmann* (Bergische Universität Wuppertal) nämlich überzeugt: Gemachte Zuschreibungen, Bilder oder Überzeugungen über eine Personengruppe sind änderbar – zumin-

dest erst einmal: hinterfragbar. Wie der Titel bereits nahe legt, soll die Tagung zu einem Perspektivwechsel einladen, nicht nur um damit Zuschreibungen möglicherweise gar auf links zu drehen, sondern um damit gegebene und gegebenenfalls unbekannte oder unbewusste Zuschreibungen erst einmal offen zu legen. Die Tagung überstreckte sich über zwei Tage und erschöpfte sich in insgesamt 13 Beiträgen, vier themenbezogenen Panels und einer Podiumsdiskussion.

„How the east was won": Der Osten ist überraschend passiv, der Westen gilt als Norm

Für eine Einleitung wurde *Stephan Lessenich* (Institut für Sozialforschung, Goethe-Universität Frankfurt) gewonnen, dessen Keynote inhaltlich über den Panels stehen sollte. Mit *How the East was won: Der Osten als Projektionsfläche und Erfahrungskategorie* führte er in das Thema ein, indem er Interpretationsmöglichkeiten für die differenzierte Wahrnehmung von Ost- und Westdeutschland anbot. Insbesondere konzentrierte er sich auf Interpretationen und Wahrnehmung von und auf Ostdeutschland. Der Osten kommt dabei überraschend passiv weg. Der Osten wurde laut Lessenich institutionell und sozial-strukturell vom Westen kolonialisiert und überschichtet. Der Westen gilt dadurch auch als Norm, als ein Zustand, der für den Osten erreicht werden solle. Auch alltagsgesellschaftlich wird über den Osten gesprochen und dieser mit allerlei Zuschreibungen angereichert. Die Differenzierung und symbolische Abgrenzung des Westens vom Osten beschreibt Lessenich als Externalisierung, Projektion und Exotisierung. Und nicht nur das, der Osten erhält Zuschreibungen mit negativen Konnotationen, er wird als prämodern charakterisiert und soll als ideeller Gesamtschuldner für diverse Negativeigenschaften des Westens herhalten. Probleme werden also an ihn „ausgelagert". Als Grund für diese Art der Abgrenzung, welche Negativcharakterisierung zur Folge hat, gibt Lessenich – in kritisch-theoretischer Tradition der Frankfurter Schule stehend – die strukturelle Machtasymmetrie nach der Wende und die politische Übermacht Westgegenüber Ostdeutschlands an. In diesen Negativzuschreibungen, welchen sich der Osten ausgesetzt sieht, verortet Lessenich den Grund für identitätspolitische Gegenbewegungen – ein Mittel um sich zu emanzipieren, allerdings nur in einer selektiven Form, wie er betont. Als Lösungsansatz einer „echten Einigung" nennt Lessenich dementsprechend insbesondere die der Umverteilung von Machtverhältnissen. Ziel sei es auch, zu einer Selbstermächtigung, zumindest in einer nicht-destruktiven Form, zu kommen.

Selbstermächtigung – ein Begriff der während der Konferenz noch öfter fallen wird und der für die Thematik der Konferenz angemessen scheint. Schließlich soll es um Möglichkeiten (oder auch Grenzen) von Neu- oder „Überschreibungen" gegebener Bilder gehen. Dieser Begriff hebt allerdings eine individuelle Herangehensweise und Haltung hervor.

Im ersten Panel *Geschlecht als biographische Transformationskompetenz?* wurde mit Überlegungen zum Geschlecht eine weitere soziale Kategorie für den Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschland eingeführt und damit bereits eine intersektionale Perspektive eröffnet. *Hildegard Nickel* (HU Berlin) fasst Erkenntnisse aus ihrer Forschung zu Differenzen von Geschlechterverhältnissen zwischen Ost- und Westdeutschland zusammen. Die Erkenntnis der „Maskulinisierung" des Ostens – ein Phänomen, welches den Männerüberschuss aufgrund der erhöhten Abwanderungsquote von Frauen aus dem Osten Deutschlands beschreibt – wurde dabei interessiert aufgenommen. Ebenfalls unterstrichen wurde, dass in Erhebungen zu deutsch-deutschen Differenzen nach Westdeutschland migrierende ostdeutsche Frauen als Teil der westdeutschen Bevölkerung klassifiziert werden – und eben nicht als Ostdeutsche. Darauf aufbauend reihte sich der Beitrag von *Julia Gabler* (TRAWOS, HS Zittau/ Görlitz) inhaltlich ein. Dieser berichtet von einem Vernetzungsprojekt zur Bestärkung gemeinsamer und gemeinschaftlicher Fähigkeiten von und für Frauen im ost-ländlichen Raum der Lausitz, welcher von der Abwanderung und von „Frauenmangel" betroffen ist. Angetrieben ist dieses Projekt unter anderem durch Gablers persönlichen Wunsch nach Vernetzung. Die Autor*innen *Hannah Haag* (gFFZ Frankfurt) und *Lotte Rose* (UAS Frankfurt) von *Vergessene Ungleichheiten* (2024) begeben sich wiederum in die Vergangenheit und die Biografien von ostdeutschen Wende-Zeitzeug*innen. Unterschiede in der Wahrnehmung zwischen Männern und Frauen konnten sie darin feststellen, dass Frauen das Geschlecht häufiger in ihren Biografieerzählungen zur Sprache brachten. Ostdeutsche Frauen und Männer hingegen berichten gleichermaßen von Benachteiligungen gegenüber westdeutscher Kolleg*innen. Spezielle Kategorien also, die als benachteiligend empfunden werden (Frau, ostdeutsch), nehmen für die interviewten Personen also eine besondere Stellung in ihrer Biografieerzählung ein.

Erfahrungen und der genaue Blick legen Strukturen und Eigenheiten Ostdeutschlands offen

Das zweite Panel *Strukturwandel Ost. Chancen und Herausforderungen* behandelt dezidiert den gegenwärtigen ostdeutschen Raum. Beitragende berichteten von ihren Erfahrungen, von Möglichkeiten und Be-

grenzungen von Veränderungen und von Versuchen des Strukturwandels. Anhand dieser konnten sie auf strukturelle Eigenheiten Ostdeutschlands schließen. *Michael Schönherr* (Autor/Kommunikationswissenschaftler, Leipzig) berichtete von seiner Recherche an dem Medienprojekt *Umwelt im Osten* (2021). Aufgrund des industriellen Aufbaus von Energiegewinnungsprozessen und Produktionsanlagen sah sich Ostdeutschland nach der Wende von den Folgen dieser Umwelteinwirkungen während der DDR konfrontiert. Obwohl den ab den 1990er Jahren stattfindenden Renaturierungsversuchen allgemein mit Wohlwollen begegnet wird, stellte Schönherr fest, dass diese weder unproblematisch verlaufen noch bedingterweise mit Umweltschutz einher gehen müssen. Einen Versuch von Aufbau und Selbstetablierung zeigen *André Knabe* und *Lisa Waschkewitz* mit der Gründung ihres Vereins- und Forschungsinstituts *ROSIS* (Rostocker Institut für Sozialforschung und gesellschaftliche Praxis e. V.), welches sich als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis sieht. Die Rostocker Unternehmer*innen berichten von ihrer Gründungsgeschichte, welche zwischen Finanzproblemen, Existenzunsicherheit und basisdemokratischer Start-Up-Euphorie changiert. In der Vereinsgründung und -etablierung erkennen sie Parallelen ostdeutscher Erfahrungen mit der Nachwendezeit, welches mit dem Gefühl des „leeren Blattes, das befüllt werden konnte bzw. sollte" einherging, von Unsicherheiten und von Aufbruchstimmung. Philosophischer hingegen fallen die Betrachtungen von *Johannes Stemmler* von der Brandenburgisch-technischen Universität in Cottbus aus. Dieser beschäftigt sich mit der Bedeutung der Wissenschaft und Wissenschaftsförderung im von Abwanderung betroffenem Osten. Im Mittelpunkt steht dabei die Planung eines neuen Wissenschaftszentrums in Cottbus, angegliedert an die BTU, welches dem Abwanderungstrend entgegen wirken soll. Er sieht solche Programme, die unter finanzieller Förderung stehen – das bekannteste unter ihnen wohl das Programm *Aufbau Ost* aus den 1990er und 2000er Jahren – als eine Art „ostdeutscher Entwicklungshilfe". Stemmler weist in diesem Zusammenhang auf einen möglichen Verlust der Unabhängigkeit der Wissenschaft oder der Existenz um seiner selbst willen hin, wenn der Erhalt von Entwicklungsprojekten abhängig gemacht wird sowie einen zu hinterfragenden Fortschrittswillen, welche diese Programme in strukturschwachen Gegenden propagieren würden.

Der erste Konferenztag schloss mit der Podiumsdiskussion *Den Osten neu erzählen – Über die Bedeutung von Literatur für das kollektive Gedächtnis* ab, für die Personen aus dem Literaturbetrieb und der Sprachforschung geladen wurden, darunter der Germanist *Stefan Pabst* (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg), die aus Ostdeutschland stammenden

Roman- und Sachbuchautor*innen *Paula Fürstenberg* und *Johannes Nichelmann,* und *Pauline Stolte* von der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten (Berlin). Der Moderator und Journalist *Tim-Tih Kost* (Frankfurt/ Main) leitete durch das Gespräch. Die Diskutant*innen kamen dabei weniger dazu, über Einflüsse von Zuschreibungen in der Literatur zu sprechen, sondern erörterten, wie sich die Literatur- und Lesekultur des Ostens von der in Westdeutschland unterschied. Die Diskutierenden resümieren, dass in der DDR eine ausgeprägte Lese- und Literaturkultur bestand. Dies erkennen sie unter anderem an der hohen Quote ostdeutscher Autor*innen oder an der noch heute an der, in Relation gesehenen, höheren ostdeutschen Bewerber*innenzahl für ihre Literaturgesellschaft, laut Stolte. Als Grund für die ausgeprägte Literaturkultur in Ostdeutschland vermuten die Diskutierenden, dass es innerhalb der Literatur möglich war, physisch-äußerliche Mobilitätseinschränkungen mithilfe von Gedankenwelten zu überwinden und mit Kritik am System nach außen zu treten, die erst durch Interpretationen entziffert werden konnte.

Das dritte Panel am zweiten Tag *Netzwerke und Gemeinschaften als Räume des Zusammenhalts* zeigte kollektive Erfahrungen in Gemeinschaften und Netzwerken im ostdeutschen Raum. Mathias Berek vom Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt am Standort Berlin berichtet von dem Transferprojekt *Ist die Wende zu Ende? Ausstellung, Erinnerung, Gespräche* (2024), entstanden im Rahmen des Projektes *Solidaritätsgeschichten*, welches Geschichten von Menschen mit Umbruchserfahrungen sichtbar machen möchte. In dem Wendeprojekt, das sich als Erinnerungswerkstatt versteht, wurden Erinnerungen von 50 Interviewten an die Wende- und Nachwendezeit verarbeitet und in Form einer interaktiven Wanderausstellung aufbereitet, bei dem die Besucher*innen gegenseitig ihre Erfahrungen teilen und einbringen konnten. Berek berichtete von hohem Besucher*inneninteresse und Redebedarf. *Lina Mitschke* (AntiRaktiv e.V., Kunsthochschule Burg Giebichenstein, Halle) fügte der ostdeutschen Erfahrungen die Kategorie der migrantischen Perspektive hinzu und berichtet von der Notwendigkeit und der Relevanz von Vernetzungs- und Beratungsangeboten für Migrant*innen in Ostdeutschland, welche sich mit der Situation von Rassismus, kurzer Aufenthaltsdauer und hohem Wohnortswechsel konfrontiert sehen.

„Critical Westdeutschness" als Haltung und kritische Selbstreflexion, Zuschreibungen und Bilder zu überdenken

Das vierte und damit letzte Panel *Gegenerzählungen finden. Den Osten anders ins Gedächtnis rufen* soll neue und auch un-

gewöhnliche Blickrichtungen aufzeigen. *Till Hilmar* (Universität Wien) verglich ostdeutsche mit tschechoslowakischen Wende-Erfahrungen. Er stellt fest, dass ostdeutsche Erfahrungsberichte bezüglich erlebter ökonomischer Umbrüche von verletztem Stolz und Scham geprägt sind, wohingegen ihre tschechoslowakischen Counterparts über Pionier- und Aufbruchswillen berichten. Die Konferenzteilnehmenden waren sich einig, dass die Forschung zu osteuropäischen Wende-Erfahrungen Lücken aufwiese. Eine Möglichkeit des humoristisch-kreativen Umgangs mit Zuschreibungen bot der Beitrag von *Daniel Kubiak* (HU Berlin). Er erkennt zunächst erst einmal wie Lessenich, dass Ostdeutschland zunächst mit negativen Zuschreibungen und Bildern besetzt wird und damit als „Problemkind" gilt. Er wirft den Blick zurück auf den Westen, welcher sich mit seinen negativen Eigenschaften und Problematiken selbst konfrontieren solle. Als Beispiel führt er die Bewegung der Neuen Rechten an, von dem der Westen ebenso wie der Osten betroffen ist, und belegt dies mit Beispielen aus der westdeutschen rechten Szene. Den so gedrehten Fokus auf Westdeutschland übertitelt Kubiak mit der Komposita Critical Westdeutschness – eine Anlehnung an den Begriff der *Critical Whiteness* und damit die Möglichkeit, eine kritische Haltung und Selbstreflexion einzunehmen, um gegebene Zuschreibungen zu hinterfragen und auch offen zu legen.

Eigentum im Sinne der Selbstermächtigung, sich von Bildern abzugrenzen und sich neue zuzuschreiben

Die Konferenz konnte Beitragende aus verschiedenen Bereichen, Anliegen und Projekten gewinnen und ermöglichte dadurch, entsprechend des Konferenz-Ziels, vielfältige Blickwinkel. Ziel war es, verschiedene Bilder und Perspektiven aufzuzeigen, die zum einen gemachte Zuschreibungen und gegebene Bilder des Ostens sichtbar machen, zum anderen neue, unbekannte und positive Bilder eröffnen. Dabei sind eben nicht nur Beiträge aus der Wissenschaft hilfreich, was sich in der Programmgestaltung widerspiegelte. Die inhaltliche Motivation der Konferenz rangierte auf einem Grat zwischen zwei Seiten: Zum einen dem Aufzeigen von (ostdeutschen) Zuschreibungen, zum anderen der Aktionismus, Zuschreibungen zu verändern und ändern zu wollen. Man wolle sich historisch (zumindest unter anderem) gewachsenen Zuschreibungen selbst entledigen. Historisch – denn, nicht nur einmal kam die Frage während der Konferenz auf, wie lange Unterschiede und damit gegebenenfalls auch Zuschreibungen zwischen Ost und West noch existieren werden.

Zu dem Umgang mit Zuschreibungen begegnet die Konferenz zum Ende wieder dem ersten Beitrag und den von Stephan Lessenich angebrachten beiden Lösungs-

vorschlägen: Umverteilung und Selbstermächtigung. Dabei wird interessanterweise Selbstermächtigung für das Ändern und Entledigen von Zuschreibungen stärker als Lösungsansatz hervorgehoben. Die Zuschreibungen sollen in das Eigentum des Einzelnen gebracht werden. Jetzt müssen diese nur noch Gehör finden. Als Schade empfanden die Organisator*innen sowie Teilnehmer*innen die fehlende Sichtbarkeit sowie Teilnehmendenanzahl von Konferenzen wie dieser.

LITERATUR

Behrmann, L., Gamper, M., & Haag, H. (2024): *Vergessene Ungleichheiten: Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen*. transcript. https://doi.org/10.1515/9783839464199

Forschungsinstituts Gesellschaftlicher Zusammenhalt (2024): *Ist die Wende zu Ende? Ausstellung, Erinnerung, Gespräche [Ausstellung] im Rahmen von Solidaritätsgeschichten*. https://www.solidaritaetsgeschichten.de/ist-die-wende-zu-ende/

Schönherr, M. (2021): *Umwelt im Osten. [Online-Datenprojekt]*. Hoferichter & Jacobs/MDR. https://umwelt-im-osten.de/

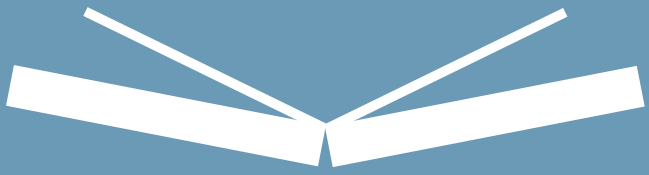
ZUR AUTORIN

Judith Nasdal studiert in Halle an der Saale Soziologie und Philosophie, arbeitet am Institut für Rehabilitationsmedizin und sieht sich als Nachwendekind.

An dem Beitrag haben folgende Redaktionsmitglieder mitgearbeitet: **Marc Blüml**, **Andreas Schulz–Tomančok** und **Konstantin Schiewer**.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

REZENSIONEN



Selected texts of Herbert Marcuse and Leo Löwenthal

Critical Theory in Motion

Herausgegeben von Peter-Erwin Jansen, Inka Engel, Finn Gölitzer, Andre Möller & Sebastian Heidrich

von Konstantin Schiewer

Jansen, Peter-Erwin; Engel, Inka; Gölitzer, Finn; Möller, Andre & Heidrich, Sebastian (Hrsg.) (2023). Selected texts of Herbert Marcuse and Leo Löwenthal: Critical Theory in Motion. Published for the 10th Conference of the International Herbert Marcuse Society (IHMS). Frankfurt University.
162 Seiten, 10 €
ISBN: 978-3-00-076525-4

Anlässlich der zehnten Konferenz der Internationalen Herbert Marcuse Gesellschaft hat diese, mit Unterstützung der Universität Frankfurt am Main und insbesondere dem dortigen ASTA, ausgewählte und bisher unveröffentlichte Texte von Herbert Marcuse und Leo Löwenthal herausgebracht und in einem Band vereint.

Das Buch wurde in enger Zusammenarbeit mit dem Nachlassverwalter von Marcuse und Löwenthal, Peter Erwin-Jansen, und Inka Engel erstellt und gibt exklusive Einblicke in das Werk der beiden Philosophen der Kritischen Theorie. Viele der Texte beschäftigen sich mit zentralen Fragestellungen, die sich die beiden Denker der Kritischen Theorie schon vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges oder kurz danach zum Antisemitismus und der Shoah gestellt hatten.

Den Anfang macht Marcuses Essay *The Containment of Social Change in Industrial Society*, welcher aus dem Transkript einer Vorlesung in Stanford 1965 entstanden ist. Der Beitrag ist im englischen Original und deutscher Übersetzung hier erstmals abgedruckt und veranschaulicht in hoher Dichte Marcuses Gesellschaftskritik (S. 7). Zentral ist hier sein Technologiebegriff und wie eine verfehlte Entwicklung einer technologischen Gesellschaft diese nicht im Sinne des Fortschritts freier gemacht, sondern ein vollendetes Herrschafts- und Unterdrückungsinstrument geschaffen hat (S. 35–37). Dies spitzt er auf Seite 39 zum Paradox der Wohlstandsgesellschaft zu. Trotz dieser gesellschaftskritischen Beobachtung beendet Marcuse seinen Text mit einem optimistischen Ausblick. Durch das Erkennen der Widersprüche kann dies zu praktischer Opposition gegen diese Herrschaft führen, wie man Beispielsweise anhand der Bürgerrechtsbewegung sehen kann (S. 47). Marcuse betont hier demnach die in der Kritischen Theorie zentrale Verbindung von Theorie und Praxis.

Der zweite Beitrag verfasste Marcuse zusammen mit Franz Neumann und trägt den Titel *A history of the doctrine of social change*. Der Text stammt aus dem Marcuse-Archiv und ist wohl in den 1930ern entstanden, als beide in New York zusammen arbeiteten (S. 49). Behandelt wird hier der Wandel des Begriffs Social Change in der Philosophiegeschichte. Die Autoren unterteilen hier in drei Abschnitte: Klassische griechische Philosophie, mittelalterlich-christliche Lehre und die Loslösung des Begriffes von Glauben und Theologie beginnend mit Machiavelli bis hin zu Hegel und Marx. Der dritten Phase wird hier besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Im vierten Abschnitt wird herausgearbeitet, wie über Hegel und Marx die moderne Soziologie die Verbindung zwischen Sozialtheorie und Philosophie hergestellt hat (S. 59). Zum Abschluss wird auf eine Fortsetzung verwiesen, in der es um die Sozialtheorie im Lichte des Faschismus gehen soll.

Der letzte Beitrag von Marcuse *Antisemitism and American Labor* ist ein Auszug aus einem Forschungsprojekt des Institute of Social Research, Columbia, 1944. Die Forschung bildete die Grundlage für einen 1.400 Seiten langen Report über den Antisemitismus in der amerikanischen Arbeiter*innenschaft, in Auftrag gegeben vom Jewish Labor Commitee, welcher aber nie veröffentlicht wurde. Der Auszug bietet einen interessanten Einblick in die Forschung von Marcuse, welcher damals von starker Sorge getrieben war, dass der Antisemitismus in der amerikanischen Arbeiter*innenschaft ähnlich wie im Dritten Reich Fuß fassen könnte (S. 61–62).

Der erste Text von Löwenthal ist ein Brief an Marcuse aus dem Jahr 1943. Der Brief zeigt deutlich, wie intensiv Marcuse, Löwenthal und die Mitarbeiter*innen des Institutes an den Diskussionen über Autoritarismus und Antisemitismus beteiligt waren, die auch Horkheimer und Adornos gleichzeitige Arbeit an der Dialektik der Aufklärung befruchtete.

Der nächste übersetzte Beitrag trägt den Titel *Terror's Atomization of Men* und stammt aus dem Jahr 1945. Behandelt werden hier eine der zentralen Fragestellungen der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule: Wie der Faschismus tief mit der Krise des Individuums in der modernen Gesellschaft verknüpft ist. Diese Krise bezeichnet Löwenthal als *Atomisierung des Individuums* (S. 109). Er beschreibt, wie der Terror des Faschismus das Individuum zersetzt und schließlich assimiliert und dadurch zum Komplizen des eigenen Systems macht. Wie auch der erste Beitrag von Marcuse, schließt Löwenthal aber seinen Text mit einem optimistischen Ausblick ab. Mit Theorie und Praxis kann der Mensch die Wurzeln des Terrors erkennen und sich aus dieser Atomisierung befreien (S. 122).

Atomisierung des Individuums und *The Containment of Social Change in Industrial Society* sind insbesondere durch die optimistischen Abschlüsse lesenswerte Beiträge des Bandes. Marcuse und Löwenthal zeigen hier den Ausweg, welchen die Kritische Theorie aus den Widersprüchen und Zwängen der modernen Gesellschaft bietet. Nur wenige Jahre nach dem vollständigen Bekanntwerden der industriellen Vernichtung im Nationalsozialismus analysierten sie nicht nur die Gründe für den Zivilisationsbruch, sondern zeigten auch eine Alternative auf.

Der nächste Beitrag ist ein Interview von Löwenthals von Erkki Vainikkala von 1980. Anders als die vorherigen Texte stammt das Interview aus einer deutlich späteren Schaffensphase und behandelt sowohl die Geschichte der Kritischen Theorie als auch aktuelle politische Entwicklungen. Daneben zeigt das Gespräch auch Löwenthals streitbaren Charakter, welcher auch Spitzen gegen andere Vertreter der Frankfurter Schule nicht scheut.

Auch der letzte Text Löwenthals stammt aus den 1980ern. *Reden über das eigene Land* reflektiert seine biografische Verortung in der Kritischen Theorie und als Deutscher, welcher nach dem Krieg nicht ins eigene Land zurückgekehrt war. Interessant sind hier Löwenthals, als einer der letzten Überlebenden der exilierten Frankfurter Schule, Bemerkungen zu Adornos Theorie und dem Wandel, welche diese erfahren hatten (S. 157–158).

Im Gegensatz zu den Beiträgen von Marcuse, welche sich ausschließlich mit wissenschaftlichen Fragestellungen beschäftigen, sind die Texte von Löwenthal auch persönlicher Natur. Die Selbstreflexion seiner Rolle in der Kritischen Theorie und die Verortung in politischen und akademischen Debatten sind eine Bereicherung für das Forschungsfeld. Aber auch die Beiträge von Marcuse geben einen interessanten Einblick in das Wirken der Denker insbesondere in Bezug auf den Faschismus und dem daraus resultierenden Exil. Für die zeitgenössische Forschung zur Kritischen Theorie der Frankfurter Schule ist es ein Gewinn.

LITERATUR

Adorno, T. W. (1971). *Erziehung, Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959 bis 1969.* Herausgegeben von Gerd Kadelbach. Suhrkamp.

ZUM AUTOR

Konstantin Schiewer studiert Rechtswissenschaft sowie Politikwissenschaft im Master in Frankfurt am Main. Seine Forschungsinteressen liegen an der Schnittstelle von Soziologie, Recht und Politik, verbunden durch die Frage nach der Rolle von normativen Ordnungen in der Gesellschaft. Als Teil des soziologiemagazin e.V. betreut er Einsendungen und den Social-Media Auftritt.

Der Beitrag wurde von **Marc Blüml** lektoriert.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Der Philosoph: Habermas und wir

Philipp Felsch

von Konstantin Schiewer

Felsch, Philipp (2024). Der Philosoph: Habermas und wir. Berlin: Propyläen.
256 Seiten, Hardcover (24 €)
ISBN: 978-3-5491-0070-7

Aufgrund seines fortgeschrittenen Alters könnte eigentlich jedes Jahr ein Habermas-Jubiläum begangen werden. 2024 feierte einer der einflussreichsten zeitgenössischen Philosophen und Soziologe der Gegenwart seinen 95. Geburtstag. Seine jüngsten Beiträge in der öffentlichen Debatte zur Coronapandemie, dem Nahost-Konflikt oder dem Krieg in der Ukraine und mehrere Publikationen in den letzten Jahren zeigen eindrucksvoll, dass Habermas immer noch rege an öffentlichen wie fachlichen Diskursen teilnimmt. Bis heute hat der in Starnberg beheimatete, politische und gesellschaftliche Debatten durch die gesamte Geschichte der Bundesrepublik geprägt. Ausgehend von dieser Prämisse baut der Kulturwissenschaftler Philipp Felsch seine Lebensbetrachtung Habermas mit dem Titel *Der Philosoph: Habermas und wir* (2024) auf. Der Fokus liegt hierbei auf Habermas' öffentlicher Rolle im Bilde der Zeitgeschichte, sein wissenschaftliches Werk und seine internationale Rezeption hingegen wird nur am Rande behandelt.

Die Nacherzählung von Habermas Karriere verläuft weitestgehend chronologisch und in Episoden. Auch wenn der Untertitel des Buches *Der Philosoph und wir* lautet, müsste er eigentlich bei Felschs Herangehensweise *Der Philosoph und ich* lauten. Den Rahmen der Erzählung setzen zwei Besuche des Autors bei Habermas in Starnberg im Jahr 2022 und 2023, die hier auf eine persönliche und einnehmende Art geschildert werden. Und auch an anderen Stellen nehmen Felschs persönliche Erfahrungen mit Habermas Platz ein, beispielsweise durch die gemeinsamen Wurzeln in Gummersbach. Genau diese Herangehensweise ist aber auch die große Stärke des Buches. Beispielsweise wird das Kapitel über den sogenannten Historikerstreit eingeleitet mit der Bemerkung, Felsch selbst sei noch zu jung gewesen, um die Debatte mitzuverfolgen, Tschernobyl und die Fußball-WM hätten sein Leben in diesem Jahr geprägt. Der persönliche Einwurf wirkt an dieser Stelle möglicherweise unnötig, dennoch ist das Kapitel ein Höhepunkt der Erzählung. Hier wird nicht nur die Episode selbst geschildert, sondern auch ihr Umbruchcharakter für die deutsche Debattenkultur, Habermas' Rolle darin und sein eigenes Selbstverständnis als Interventionist. Der Historikerstreit ist ein bekanntes Stichwort für Habermas Rolle als öffentlicher Intellektueller, und Felsch gelingt es auf nur zehn Seiten, die Bedeutung des Ereignisses darzustellen. Habermas wandte sich im Streit gegen die These des Historikers Ernst Nolte, welcher den Holocaust als Antwort auf den stalinistischen Terror sah. Habermas widersprach dem und beeinflusste damit die Debatte um die Vergleichbarkeit des nationalsozialistischen Massenmordes. In einer gekonnten erzählerischen Dichte schafft es der Autor herauszuarbeiten, welche Rolle die Debatte für Habermas' Wahrnehmung in der Öffentlichkeit, die Bedeutung des Streits für seine eigene Generation und für die Bundesrepublik allgemein gespielt hat.

Gleichzeitig verknüpft er das Kapitel mit aktuellen Debatten wie der manchmal als „Neuen Historikerstreit“ (Wagner 2022) betitelten Debatte um die Vergleichbarkeit des Holocausts im Lichte der „Colonial Studies“ 2021 und Habermas Appell als Reaktion auf den Angriff der Hamas auf Israel 2023 (Felsch, 2024, S. 128–130).

Diese Vielschichtigkeit, die sich besonders in diesem Kapitel zeigt, ist die Stärke des Buches. Gleichzeitig führt dies auch zu einer gewissen Oberflächlichkeit auf der biografischen Ebene, da der Autor immer bemüht ist, jeden Lebensabschnitt mit persönlichen Eindrücken und den Bezügen zu öffentlichen Debatten, historisch wie aktuell, zu verknüpfen. Damit ist die Lektüre aber auch immer ausgesprochen kurzweilig. Felsch gelingt es, ein lebhaftes und pointiertes Porträt von Habermas zu zeichnen. Dieses bietet für die genauen Kenner*innen des Philosophen wahrscheinlich nicht viel Neues. Passender wäre möglicherweise der Titel: *Der öffentliche Intellektuelle und wir*, da sein philosophisches Werk nur angeschnitten wird. Insbesondere Habermas’ theoretisches Vermächtnis bleibt randständiges Thema; der Autor lässt sogar durchblicken, dass er zu diesem häufig nur schwer Zugang gefunden hat. Aber es ist eine beachtliche Leistung, über einen Mann, der seit rund sechzig Jahren eine Größe im akademischen und öffentlichen Diskurs ist, ein Buch zu schreiben, was allen zu empfehlen ist, die einen ersten Zugang zu Habermas suchen. Die Lektüre macht Lust darauf, mehr über den Philosophen zu erfahren, und vielleicht dabei, wie der Autor selbst, Verknüpfungen zwischen dem eigenen Schaffen und persönlichen Erfahrungen zu entdecken.

LITERATUR

Wagner, J.C. (2022). *Historikerstreit 2.0? Zur Debatte um das Wechselverhältnis zwischen Shoah- und Kolonialismus-Erinnerung.* Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora. https://www.stiftung-gedenkstaetten.de/reflexionen/reflexionen-2022/historikerstreit-20-.

ZUM AUTOR

Konstantin Schiewer studiert Rechtswissenschaft sowie Politikwissenschaft im Master in Frankfurt am Main. Seine Forschungsinteressen liegen an der Schnittstelle von Soziologie, Recht und Politik, verbunden durch die Frage nach der Rolle von normativen Ordnungen in der Gesellschaft. Als Teil des soziologiemagazin e.V. betreut er Einsendungen und den Social-Media-Auftritt.

Der Beitrag wurde von **Marc Blüml** lektoriert.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

AUS DER REDAKTION

Literatur zum Thema

Buchempfehlungen der Redaktion

von Marc Blüml

Die Rechte der Natur

Vom nachhaltigen Eigentum

Tilo Wesche
Suhrkamp, 2023
ISBN: 978-3-518-30014-5
22,00 €

Zwar nicht dezidiert soziologisch, aber dennoch zentral für eine gesellschaftswissenschaftliche Debatte zu Eigentumsfragen ist dieses philosophische Grundlagenwerk von Wesche. Hierbei fokussiert er sich auf der Natur verliehene Rechte, wie diese begründet werden können und inwieweit diese zu einem Umgang mit der Bewältigung des Klimawandels beitragen können. Die Vernachlässigung der Eigentumsrechte beim Klima- und Umweltschutz wertet er hierbei als kritisch, da sie die Idee ökologischer Nachhaltigkeit implizieren, die eine Gegenbewegung zu aktuellen extraktiven Naturverhältnissen darstellen kann.

Das Eigentum – Soziologische Studien und Kritiken Sammlung II

Gesamtausgabe Band 17

Ferdinand Tönnies
Dieter Haselbach (Hrsg.)
De Gruyter, 2023
ISBN: 9783110158496
350,00 €

Mit der Gesamtausgabe erscheint Ferdinand Tönnies' Schrift zum Eigentum von 1926 neu. Schon in *Gemeinschaft und Gesellschaft* randständig behandelt, stellt Tönnies hier die rechtssoziologischen Fragen zum Eigentum und besonders dem Bodeneigentum in den Fokus. Dabei schließt er an seine Unterscheidung des sozialen Zusammenlebens und ihrer willentlichen Bejahung, dem Wesens- gegenüber dem Kürwillen an.

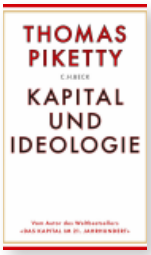
Soziologiemagazin, Jg. 17 (2024), Heft 2 (erschienen: 09/2025)

Digitaler Kapitalismus

Markt und Herrschaft in der Ökonomie der Unknappheit

Philipp Staab
Suhrkamp, 2021
ISBN: 978-3-518-07515-9
18,00 €

In seiner Analyse des digitalen Kapitalismus arbeitet Staab heraus, wie die Logiken der Techgrößen mit ihren zunehmenden Überwachungs- und Bewertungspraktiken in die Wirtschaft als ganze hineinwirkt. Zentral für seine Ausführung sowie das Heftthema sind die entstandenen „proprietären Märkte": Plattformen wie Amazon sind nicht an der Produktion von Gütern interessiert, sondern Eigentum an den Märkten ist zentral für ihren Gewinn. Die Ökonomie der Unknappheit zeichnet sich dadurch aus, dass der Zugang zu theoretisch infinit reproduzierbaren immateriellen Gütern, wie bspw. Informationen, aber auch Serien und Filmen, beschränkt wird. Profit wird so aus der erzeugten Knappheit generiert.



Kapital und Ideologie

Thomas Piketty
C.H. Beck, 2020
ISBN: 978-3-406-74571-3
25,00 €

Mit *Kapital und Ideologie* schreibt Piketty die Globalgeschichte der sozialen Ungleichheit und ihre Ursachen fort und verbindet sie mit einer fundamentalen Kritik der zeitgenössischen Politik. Dabei behandelt er die Entwicklung des letzten Jahrtausends über die Leibeigenschaft, den Kolonialismus bis hin zur Sozialdemokratie und dem heutigen Hyperkapitalismus, für dessen Verständnis entgegen eines eurozentrischen Blicks das globale Ungleichheitsregime betrachtet werden muss. Je nach historischer Formation wird Macht unterschiedlich ausgeübt, wodurch auch das Verständnis und die Funktion von Eigentum in ihrer gesellschaftlichen und ökonomischen Einbettung rekonstruiert und so nachvollziehbar wird. Mittels Verweise auf den menschlichen Ursprung von Märkten und Kapital dekonstruiert er die scheinbare Alternativlosigkeit des Kapitalismus und legt Grundlagen für Schritte zu einem neuen und gerechteren ökonomischen System.

Der Einzige und sein Eigenheim

Erweiterte Neuausgabe der Schriften zu Politik & Kultur 3

Pierre Bourdieu u.a. (Hrsg.)
VSA Verlag, 2002 (1998)
ISBN: 978-3-87975-862-3
20,50 €

Pierre Bourdieu und seine Mitarbeiterinnen hinterfragen in diesem Band das bürgerliche Ideal eines idyllischen Familienlebens im Eigenheim. Anhand diversen empirischen Materials wird das Eigenheim als eine der Hauptquellen von Sorgen-, Not- und Elendserfahrungen sowie letztlich von Melancholie und Ressentiments analysiert. In den verschiedenen Artikeln wird so u.a. der Eigentumssinn als gesellschaftlich produziertes Präferenzsystem sowie das ökonomische Feld insgesamt eines kritischen Blicks unterzogen. So zeigt dieser Band die für Bourdieu spezifische Form der Verzahnung von empirischer Forschung, Theoriearbeit und politischer Aufklärungsarbeit.

Eigentum, Gesellschaftsvertrag, Staat

Begründungskonstellationen der Moderne

Ingo Elbe und Sven Ellmers (Hrsg.)
Westfälisches Dampfboot, 2009
ISBN: 978-3-89691-756-0
39,90 €

Im von Elbe und Ellmers herausgegebenen Sammelband wird die Relevanz des Eigentums als eine der relevanten ideologischen Grundlagen bürgerlicher Gesellschaften eruiert. Anhand ihrer Diskussion bei prominenten Theoretikern wie Thomas Hobbes, John Locke, Karl Marx oder John Rawls wird dessen ideengeschichtliche Rolle herausgearbeitet, um entlang dieser Ursprünge das folgenreiche Eigentumsverständnis in der Moderne herauszuarbeiten. So werden nicht nur Kontinuitäten und Brüche in gesellschaftswissenschaftlichen und staatstheoretischen Debatten ersichtlich, sondern anhand ihrer kritischen Erwägung lassen sich auch alternative Pfade von Theorie und gesellschaftlicher Entwicklung aufzeigen.

Common Wealth

Das Ende des Eigentums

Michael Hardt und Antonio Negri
Campus, 2010
ISBN: 9783593408521
34,90 €

Noch in den Nachwehen der Weltfinanzkrise verfassten die Autoren des Bestsellers *Empire: die neue Weltordnung* ihr Werk zum Common Wealth. In diesem suchen sie nach menschlicheren Alternativen des Zusammenlebens im Angesicht des Unbehagens am Kapitalismus. So überlegen sie in einem provozierend optimistischen Gesellschaftsentwurf, wie eine Gesellschaft jenseits der Profitmaximierung und eines allumfassenden Wettbewerbsdenkens möglich sein könnte. Hierfür stellen sie die Idee des Gemeinsamen bzw. der Commons ins Zentrum, bei der alle an überlebensnotwendigen Ressourcen wie Wasser, Luft, aber auch Wissen partizipieren können.

Umkämpftes Eigentum

Eine gesellschaftstheoretische Debatte

Niklas Angebauer, Jacob Blumenfeld und Tilo Wesche (Hrsg.)
Suhrkamp, 2025
ISBN: 978-3-518-30050-3
34,00 €

Der von Angebauer et al. vorgelegte Sammelband kann als zentrales Werk zur aktuellen Debatte über Eigentum als Konzept wie Phänomen gelten. In diversen Beiträgen besprechen renommierte Gesellschaftswissenschaftler*innen wie u. a. Katarina Pistor, Rahel Jaeggi und Christoph Menke Fragen zum Eigentum. Diese reichen vom Klimaschutz über die Vergesellschaftung großer Immobilienkonzerne bis hin zum Recht auf die eigenen Daten. Fragen zur Konsequenz der Finanzialisierung von geistigem Eigentum wie auch dem Eigentum an Wohnraum finden hier ebenso Platz wie Abwägungen zu Ideen von Gemeineigentum.

Lektoriert von **Leon Wörmann**.

Open Access © 2025 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

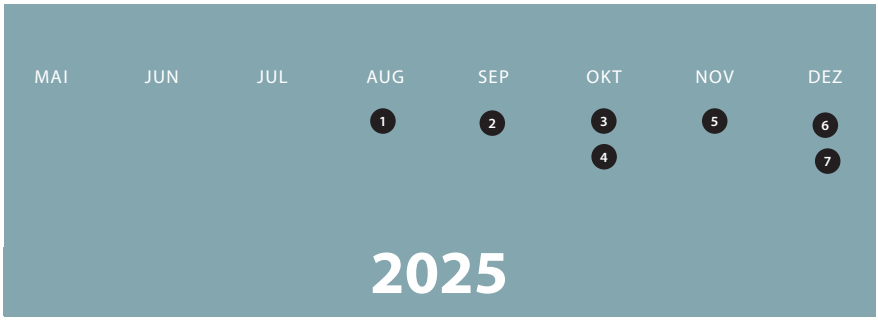
Tagungen und Termine

1. **7th Annual Conference on Experimental Sociology**
   Die Universität Leipzig lädt vom 27. bis 29. August zur Annual Conference on Experimental Sociology nach Leipzig ein. Die Registrierung ist bis einschließlich 31. Juli möglich.

2. **Computational Methods in Sciene Communication Research – Opportunities, Challenges, and Current Applications**
   Die Konferenz findet am 25. und 26. September am Campus Landau der RPTU Kaiserslautern-Landau statt. Abstracts können bis zum 14. Juli eingereicht werden.

3. **Societal Challenges – Sociological Answers?**
   Die Akademie für Soziologie veranstaltet vom 8. bis 10. Oktober an der Universität Mainz ihre 5. Konferenz unter dem Titel *Societal Challenges – Sociological Answers?*. Die Deadline zur Registrierung ist der 31. August.

4. **DeZIM-Tagung für Promovierende 2025**
   Die Tagung findet am 16. und 17. Oktober am Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung (IAB) in Nürnberg statt. Im Fokus der Veranstaltung stehen die gesellschaftlichen Bedingungen und Strukturen zur Integration und Teilhabe von Menschen mit Flucht- oder Migrationsgeschichte in der ersten Dekade ihres Ankommens in Deutschland.



5 [Materiality Matters: Figurations of Comic Bodies and Things]

Das Kulturwissenschaftliche Institut Essen lädt zur jährlichen Konferenz des Netzwerks *Comic Literacies – Kulturtechniken des Komischen (Cultural Techniques of Comedy)* ein. Sie findet vom 13. bis 15. November in Essen statt.

6 [Kapitalistische Dynamiken]

Vom 4. bis 5. Dezember findet die Jahrestagung des Arbeitskreises „Historische Soziologie" der Sektion Kultursoziologie (DGS) an der Universität Basel statt.

7 [The Politics of Limits: Sustainability and Democracy in Times of Changing Climates]

Die Universität Duisburg-Essen veranstaltet am 8. und 9. Dezember eine interdisziplinäre Konferenz rund um das Thema Nachhaltigkeit in Zeiten des Klimawandels. Deadline für die Einreichung von Abstracts ist der 31. Juli.

Die Terminübersicht wurde von **Jule Haas** recherchiert und von **Michelle Giez** lektoriert.

Redaktionsteam

Aljosha Kannewurf (B.A.), studiert Soziologie an der LMU München. Aufgaben: Lektorat.

Andreas Schulz–Tomančok (MA, M.A.), hat u.a. Soziologie in Leipzig, Bern und Wien studiert und ist derzeit Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung (CMC) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) und der Universität Klagenfurt (AAU). Aufgaben: Lektorat und Review.

Annabell Lamberth (B.A.), studiert Soziologie an der TU Berlin. Aufgaben: Vereinsvorstand, Review, Lektorat und Satz.

Cathrin Mund (M.A.), promoviert am Lehrstuhl für Kultur- und Religionssoziologie an der Universität Bayreuth. Aufgaben: Gleichstellungsbeauftragte, Lektorat.

Charlotte Huch (M.A.), hat Politikwissenschaft, Wirtschaftspsychologie und Internationale Politische Theorie studiert. Arbeitet und promoviert an der Uni Hamburg im Fachbereich Kriminologie und dem Exzellenzcluster CLICCS. Aufgaben: Lektorat, Social Media.

Dominik Dauner (M.A.), hat Soziologie an der Universität Heidelberg studiert. Aufgaben: Lektorat und Review.

Emma Schaber, studiert Soziologie und Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck. Aufgaben: Lektorat.

Gülten Gizem Fesli (M.A.), hat u.a. Soziologie, Politikwissenschaften, Erziehungswissenschaften und Anglistik/Amerikanistik in Erlangen sowie in San Diego studiert und arbeitet derzeit als Ausbildungsleiterin. Aufgaben: Lektorat und Review.

Hannah Lindner (B.A.), studiert Soziologie in Frankfurt/Main. Aufgaben: Lektorat und Review.

Helen Greiner (M.A.), hat Soziologie in Hamburg und Frankfurt/Main studiert. Arbeitet in der politischen Bildungsarbeit im Bereich Rechtsextremismus und Antisemitismus. Aufgaben: Review und Lektorat.

Hendrik Erz (M.A.), hat Geschichte, Politikwissenschaften und Soziologie an der Universität Bonn studiert und ist derzeit Doktorand am Institut für Analytische Soziologie (IAS) an der Universität Linköping (Schweden). Aufgaben: Vereinsvorstand, Review, Blogkoordination und Social Media.

Jan Schuhr (M.A.), Hat Soziologie und Sozial- und Wirtschaftspsychologie in Göttingen, Washington und Hannover studiert. Arbeitet an der Evangelischen Hochschule Dresden (ehs) und dem Zentrum der ehs in den Bereichen empirische Sozialforschung sowie Digitalisierungs- und Gesundheitssoziologie. Aufgaben: Lektorat

Jule Haas (B.A.), studiert Soziologie im Master in Frankfurt am Main. Aufgaben: Review und Lektorat.

Konstantin Schiewer (B.A.), studiert Politikwissenschaft und Jura in Frankfurt am Main. Aufgaben: Review, Lektorat und Social Media.

Leon Wörmann (M.A.), hat Soziologie, Erziehungswissenschaft und Islamwissenschaft in Bielefeld, Wuppertal und Köln studiert. Aufgaben: Lektorat, Review, Satz und Social Media.

Lucas Steger (B.A.), Aufgaben: Vereinsvorstand, Marketing, Review und Lektorat.

Marc Blüml (B.A., B.A.), studiert im Master Soziologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Aufgaben: Vereinsvorstand, Review und Lektorat.

Michelle Giez (M.A.), hat an der LMU München Soziologie studiert. Aufgaben: Vereinsvorstand, Lektorat, Review und Satz.

Nils Haacke (M.A.), hat Soziologie an der Universität Freiburg/Breisgau studiert. Aufgaben: Lektorat, Review und Kommunikation mit dem wissenschaftlichen Beirat.

Sara Hueber (M.A.), studiert im Master Soziologie und Jura (Staatsexamen) an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, mit einem Auslandsaufenthalt an der École des hautes études en sciences sociales (EHESS) in Paris. Aufgaben: Lektorat und Review.

Tobias Bauer (B.A.), hat Soziologie in Münster und Erlangen studiert. Aufgaben: Lektorat.

Veronika Riedl (MA), studierte Soziologie an der Universität Innsbruck, in Paris und in Montréal. Aufgaben: Lektorat und Satz.

Danksagung

Das Soziologiemagazin wird – samt dem dazugehörigen Verein – ausschließlich von ehrenamtlich arbeitenden Menschen getragen: Studierende und Absolvent*-innen der Soziologie und/oder verwandter Fächer, aber auch Promovierende sowie den wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen und Professor*innen, die sich bei uns als wissenschaftliche Beiräte engagieren. An all diejenigen möchten wir auch diesmal ein herzliches und großes Dankeschön aussprechen. Danke für Eure und Ihre Energie, für die investierte Zeit und Mühe, für Diskussionen und Absprachen sowohl in der Redaktion als auch mit den Autor*innen. Ein solches Engagement ist nicht selbstverständlich und soll deshalb an dieser Stelle dezidiert bedacht, genannt und gewürdigt werden! Des Weiteren durften wir uns auch diesmal mit zahlreichen und diversen Beiträgen auseinandersetzen; vielen Dank an die dazugehörigen Autor*innen, die Lust, Zeit und vielleicht in manchen Fällen auch Mut gefunden haben, ihre Artikel einzusenden und sich dem Review-Verfahren zu stellen. Ohne solche Einsendungen und Rückmeldungen wäre unsere Arbeit frustrierend oder sogar schlicht unmöglich. Außerdem bedanken wir uns beim Verlag Barbara Budrich für die produktive und zuverlässige Zusammenarbeit. So, und das letzte große Dankeschön geht an die Leser*innen unserer Magazine und des Blogs und an die Menschen, die uns auf Facebook, Twitter und YouTube folgen. Aufgrund Eurer starken Unterstützung macht es uns wiederum großen Spaß, das Magazin – mit allem, was dazu gehört – auf die Beine zu stellen und damit auch weiterhin eine Publikationsplattform für Studierende und Promovierende der Sozialwissenschaften zu bieten.

Impressum

HERAUSGEBER
soziologiemagazin e.V.
Professur für Gesellschaftstheorie & Sozialforschung
Goethe-Universität Frankfurt am Main
Theodor-W.-Adorno-Platz 6
60323 Frankfurt am Main

RECHTSSITZ: Halle (Saale)

VEREINSVORSTAND (VISDPR)
Michelle Giez (Vorsitz)
Annabell Lamberth (stellv. Vorsitz)
Lucas Steger (Finanzen)
vorstand@soziologiemagazin.de

REDAKTION
Aljosha Kannewurf, Andreas Schulz-Tomančok, Annabell Lamberth, Cathrin Mund, Charlotte Huch, Dominik Dauner, Emma Schaber, Gülten Gizem Fesli, Hannah Lindner, Helen Greiner, Hendrik Erz, Jan Schuhr, Jule Haas, Konstantin Schiewer, Leon Wörmann, Lucas Steger, Marc Blüml, Michelle Giez, Nils Haacke, Sara Hueber, Tobias Bauer, Veronika Riedl

FRAGEN BITTE AN
redaktion@soziologiemagazin.de

LAYOUT UND SATZ: Michelle Giez
TITELBILD: Foto von Erik Mclean, unsplash

ANZEIGEN
Ansprechpartner: Lucas Steger
anzeigen@soziologiemagazin.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom April 2021

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT
Prof. Dr. Clemens Albrecht, Prof. Dr. Birgit Blättel-Mink, Prof. Dr. Ulrich Bröckling, Dr. Philip Dingeldey, Prof. Dr. Aldo Haesler, Prof. Dr. Ernst von Kardorff, Prof. Dr. Hubert Knoblauch, Prof. Dr. em. Reinhard Kreckel, Prof. Dr. Thomas Kron, Dr. Diana Lindner, Prof. Dr. Kurt Mühler, Dipl. Sozialwirt Harald Ritzau, Dr. Cornelia Schadler, Dr. Imke Schmincke, Dr. Jasmin Siri, Dr. Irene Somm, Prof. Dr. Manfred Stock, Dr. Sylvia Terpe, apl. Prof. Dr. Udo Thiedeke, Prof. Dr. Georg Vobruba, Dr. Greta Wagner, Priv.-Doz. Ass.-Prof. Mag. Dr. Bernhard Weicht

ERSCHEINEN UND BEZUGSBEDINGUNGEN
Jährlich zwei Hefte. Open Access
PREIS: Einzelheft Print EUR 13,00;
Abonnement Print: EUR 22,00/ Jahr,
Abonnement Print ermäßigt EUR 18,00/ Jahr
(inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten);
E-JOURNAL: kostenlos

Das digitale Angebot finden Sie auf:
sozmag.budrich-journals.de und auf
www.soziologiemagazin.de

BESTELLUNGEN PRINT
bitte an den Buchhandel oder den
Verlag Barbara Budrich
Stauffenbergstr. 7
D-51379 Leverkusen-Opladen
Tel.: +49 (0)2171.79491.50
info@budrich.de
www.budrich.de
www.budrich-journals.de
www.shop.budrich.de

Heft 30, Jg. 17, 2024
© 2025 Verlag Barbara Budrich GmbH
Opladen | Berlin | Toronto
ISSN 2198-980X

© 2025 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/. Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung bei Verwendung der gleichen CC-BY-4.0-Lizenz und unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

Dieses Heft steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (https://doi.org/10.3224/soz.v17i2).
Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden.

SOZIOLOGIE MAGAZIN
Publizieren statt archivieren

Call4Papers
#1+2/2025
(Un-)Sichtbarkeiten

(Un-)Sichtbarkeiten

Gesellschaftliche und fachliche Dynamiken zwischen Ein- und Ausschlüssen

Coming soon!

Ob im Kontext von Identitätsdebatten, vergeschlechtlichten Arbeitsverhältnissen oder medialen Diskursen – (Un-)Sichtbarkeiten begegnen uns in vielfältigen Formen und Zusammenhängen. Sie stellen ein grundlegendes Element von Gesellschaft und sozialem Wandel dar.

Reproduktive, informelle und emotionale Arbeit, die unsichtbar bleibt, trotz ihrer fundamentalen Bedeutung für das Funktionieren der Gesellschaft. Illegalisierte Migration oder Obdachlosigkeit, die Teilhabe und Mitbestimmung erschweren bis verunmöglichen. Gefühle, die privatisiert werden, körperliche Inszenierungen, die jenseits der Norm ein Schattendasein führen, oder die Auswahl von Bildungsinhalten aufgrund hegemonialer Bildungsvorstellungen und -ideale. Unsichtbarkeiten treten in einer Breite an Effekten auf. Gleichzeitig sind Kämpfe um Sichtbarkeit integraler Bestandteil sozialer Felder – sei es in der Wissenschaft, wo Sichtbarkeit u.a. durch Publikationen und Vorträge entscheidend für Erfolg ist oder im Politischen, wo Herrschende wie Beherrschte um Gehör ringen.

Doch was meint die Soziologie, wenn sie von (Un-)Sichtbarkeit spricht? Inwiefern kann (Un-)Sichtbarkeit als Kategorie sozialer Ungleichheit herangezogen werden? Durch welche Praktiken werden Sicht-, durch welche Unsichtbarkeiten hergestellt und in welchen Machtverhältnissen, Feldern und Konstellationen lassen sich (Un-)Sichtbarkeiten beschreiben? Und nicht zuletzt: Wie wirkt (Un-)sichtbarkeit im akademischen Feld auf Forschende? In welchen sozialwissenschaftlichen Fragestellungen schlägt sie sich nieder? Dies und noch viel mehr wollen wir von euch wissen!

Die 31. Ausgabe des Soziologiemagazins nimmt sich dem Thema Sicht- und Unsichtbarkeiten in dreifacher Form an und sucht nach Beiträgen, die sich **1.** mit (Un-)Sichtbarkeiten als Gegenstand der Gesellschaftsbeschreibung beschäftigen – ob als Modus von Sozialität, als Analysekategorie oder in theoretischer Auseinandersetzung. **2.** nach Beiträgen, die Fragestellungen und Themen einen Raum geben, die in der jüngeren Forschung weniger Beachtung gefunden haben – ob empirisch oder theoretisch. Und **3.** möchten wir in einem **freien Teil** innerhalb der Ausgabe Texten mit unterschiedlichen Ansätzen, Methoden und Gegenständen eine Chance geben, die im Rahmen unserer themenbasierten Hefte bisher nicht die Möglichkeit hatten, aus ihrer Unsichtbarkeit herauszutreten – getreu dem Motto des Soziologiemagazins „Publizieren statt archivieren".

Das Soziologiemagazin legt Wert auf Chancengleichheit und Diversität. Wir möchten insbesondere Frauen* und Personen, die einer in der Nachwuchswissenschaft unterrepräsentierten Gruppe zugehörig sind, zu einer Einsendung anregen. Für Fragen zum Thema Gleichstellung stehen Euch unsere Ansprechpartner*innen unter **gleichstellung[at]soziologiemagazin.de** gerne zur Verfügung.

Wir freuen uns darauf, gemeinsam mit euch das Unsichtbare sichtbar zu machen!